

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 148

[www.nyland.de](http://www.nyland.de)  
[nyland@nyland.de](mailto:nyland@nyland.de)

Marc Degens  
Lesebuch

Zusammengestellt vom Autor  
mit einem Nachwort von  
Stefan Höppner



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 148

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek  
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,  
und der Literaturkommission für Westfalen  
von Walter Gödden  
Band 148

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme  
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte  
bibliografische Daten sind im Internet über  
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.  
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleich-  
tem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne  
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede  
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen  
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des  
Verlages nicht zulässig.

Coverfoto: Alexander Janetzko

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag  
© 2026 Nyland-Stiftung, Köln  
ISBN: 978-3-8498-2148-7

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster  
Druck: docupoint, Barleben  
Printed in Germany

## Inhalt

Miniatur (1) (1993)	7
Der Schrankmann (2023)	8
Bis an die Grenzen (1993)	17
Frickie-Frickie (1994)	23
Die Domestizierung (1997)	29
Rückbau (2003)	30
Unsere Popmoderne: Wort wird brennen (2005)	33
Unsere Popmoderne: ICH NICHTS DENKEN (2005)	37
Unsere Popmoderne: Der letzte Kampf (2005)	40
Meisterwerke, Vorbilder, Mentoren (2007)	43
Hier keine Kunst (2008)	46
Die SUKULTUR Jahre (2009)	52
Wremen am Ende (2014)	63
In der Lärmanstalt (2015)	64
Aygedsor (2018)	71
Hegemann Roadkill (2018)	80
TRUDEAU TRIUMPHS (2020)	88
Thanksgiving (2020)	91
Männer (2021)	93
Der Hubert-Fichte-Weg. Aufzeichnungen aus Hamburg (2020-2023)	104
John (2023)	111
Nottbeck City Limits (2025)	115
Nachwort	135
Textnachweise	142
Dank	142



*Bei der Arbeit, 2024.*

### Miniatur (1)

Ich möchte eine Schranke sein,  
sagte der Dichter im Auto.  
Bei Wind und Wetter draußen sein?,  
fragte ihn der Tod links neben ihm.

Und er hatte wieder recht.

## Der Schrankmann

*für Felix Kubin*

1914 kommt der Molkereiarbeiter Kristian Vandet Jørgensen im Alter von siebzehn Jahren mit einer Schubkarre, auf der er einen Kleiderschrank transportiert, aus dem Norden des Landes an den Oddesund und lädt das Möbel am Strand von Skibdalen ab. Die nächsten drei Jahre lebt Jørgensen in dem Schrank, der ungefähr einen Meter achtzig hoch, fünfundneunzig Zentimeter breit und fünfzig Zentimeter tief ist. Hochkant gestellt kann Jørgensen in dem Schrank stehen, sitzen und kochen. Nachts, wenn er schlafen will, legt er den Schrank auf den Boden, kriecht hinein, streckt die Beine aus, klappt die Tür zu und verriegelt den Schrank von innen mit einem Haken. Aus nächster Nähe erlebt Jørgensen so den Dampfschiffbetrieb mit und sieht die Fähren zwischen Oddesund Nord und Oddesund Süd hin und her fahren. 1917 zieht er mit seinem Schrank weiter an den Strand von Vesterfjord. Seine Toilette ist ein Bach in einem Kiefernwald und sein Badezimmer die Nissum Bredning. Mit Gelegenheitsarbeiten verdient er sich Brot und Kartoffeln. Jahre vergehen und Jahrzehnte. Jørgensen und sein Schrank werden Zeugen des zweijährigen Baus der Oddesund-Brücke und ihrer Einweihung im Jahre 1938. Im selben Jahr errichtet er um den Schrank herum einen kleinen Schuppen, der halb in den Boden eingegraben ist. In dem Schuppen befinden sich ein Tisch und eine Sammlung von Dingen, die Jørgensen gefunden hat oder geschenkt bekam. Bernstein und Muschelschalen vom Strand, seltsam geformte Steine aus dem Moor, gebrauchte Glühbirnen und Glaskugeln aus Fischernetzen.

Während der Besatzungszeit im Zweiten Weltkrieg errichten die Wehrmachtssoldaten ihre Verteidigungsanlagen nicht weit von Jørgensens Schuppen. Sie rollen Stacheldraht aus, bauen Bunker und Panzersperren und verminen das Gelände. Dennoch dauert es zwei Jahre, bis Jørgensen realisiert, dass sich Europa im Krieg befindet und seine neuen Nachbarn einer feindlichen Macht angehören.

Die Leute aus der Umgebung nennen ihn Æ Skawmand, den Schrankmann. Oft bekommt er Besuch, doch niemand darf seinen Schuppen betreten. 1954 ersetzt der Gemeinderat des Ortes seinen Schuppen durch ein kleines Backsteinhaus. Auch zu diesem erhält niemand Zutritt. Dabei unterhält sich Jørgensen gern mit Menschen und spricht mit seinen Besuchern durch ein Fenster ohne Scheibe.

Die Nächte verbringt er weiterhin in seinem Kleiderschrank. Zwei Jahre später, im Jahr 1956, wird Jørgensen tot neben seinem geliebten Schrank gefunden, in dem er zweiundvierzig Jahre gelebt hat, neununddreißig Jahre davon am Strand von Vesterfjord. Ein Satz ist von ihm überliefert: »In all den Jahren, die ich hier gewohnt habe, habe ich nie die Türschwelle eines anderen Mannes überschritten.«

\*

Im Februar 2007 veröffentlicht die Band Kain des Berliner Songwriters Lino Modica ihr Debütalbum »Leben im Schrank« mit einem gleichnamigen Lied als siebtes Stück. »Keine Not / Keine Angst / Ich sitz allein im Schrank // Frei von Zeit / Alles egal / Hier habe ich die Wahl«. Es ist kaum vorstellbar, dass Lino Modica und seine Mitstreiter die Geschichte von Kristian Vandet Jørgensen nicht kannten. »Hier bin ich leicht / hier bin ich wer / Denn im Schrank fühle ich mich nie leer«. Die

dritte Strophe des Titelsongs hebt an mit einem Versprechen: »Hier bin ich / Hier kann ich sein / Der Schrank ist und bleibt mein Heim«. Wehmütig endet das Lied als trotzig Beschwörung: »Wenn ich will... / Wenn ich will... / Wenn ich will... / Dann will ich mein Leben im Schrank«. Laut Band-Info geht es in dem Lied darum, »dass man sich im Schrank einschließt und von dort die ganze Welt steuern kann.« Den Rezensenten auf plattentests.de überzeugt das Album allerdings nicht und er vergibt nur drei von zehn Punkten: »Kain klingen nicht unbedingt so, wie ein verfaulter Zahn schmerzt. Vielmehr sind Kain ziemlich egal. Aber wer würde in einem Schrank denn auch die ganz große Aufregung vermuten?«

Gewiss ist es nicht die große Aufregung, die Jørgensens Geschichte so faszinierend macht und zahlreiche Menschen zu Liedern, Filmen und Theaterstücken inspiriert. Etwa den in Algerien geborenen und in Kairo als Künstler, Filmmacher und Kunstpädagoge arbeitenden Bassem Yousri. Yousri, der, laut Selbstauskunft, in seinen Arbeiten Humor als Mittel einsetzt, um mit einem Publikum in aller Welt in Kontakt zu treten und Stereotypen und kulturelle Klischees zu entlarven, arbeitet mit einer Vielzahl von Medien. Er produziert Dokumentar- und Experimentalfilme und präsentiert Installationen in Galerien und im öffentlichen Raum. Mit Hilfe der dänischen Künstlervereinigung Et4u kommt er 2012 nach Jütland und erforscht dort Jørgensens Leben. Daraus entsteht der achtundvierzigminütige, dreisprachige (arabisch, englisch, dänisch) Film »The Wardrobe-Man«, der in Dänemark und Ägypten gedreht wird. In der Rahmenhandlung des Films sitzt Yousri mit seinem Freund Shadi in einem Kleiderschrank in Kairo und erzählt diesem von seinen Recherchen in Dänemark.

Der Film wird im September 2017 im Rahmen des zehntägigen Video- und Performancekunstfestivals MEETINGS in Odde und gezeigt. Weitere Vorführungen von »The Wardrobe-Man« folgen im Mai 2018 begleitet von einem Künstlergespräch mit Yousri an der staatlichen Universität von Wisconsin in Milwaukee, im Februar 2019 im Kino Zawya in Kairo und im Februar 2020 im Kunstraum SHELTER ART SPACE im Zentrum von Alexandria. Zudem wird der Film fünf Tage lang im Februar und März 2021 im Rahmen des ARABFUTURISM-Festival des Palais des Beaux-Arts in Brüssel auf Vimeo ausgestrahlt, flankiert von einem Gespräch mit der Kunsttheoretikerin Charlene Dinhut, die als Kuratorin am Centre Pompidou in Paris arbeitet.

»Die Geschichte und meine Ratlosigkeit während meiner Recherche haben mich dazu inspiriert, einen halbdokumentarischen Film zu drehen«, erklärt Yousri in einem Interview. »Ein Dokumentarfilm ist es nur in dem Sinne, dass es darum geht, die Wahrheit in Bezug zum Dokumentierten zu hinterfragen.«

Mit Ratlosigkeit hat ebenfalls der irische Schauspieler und Theatermacher Oisín Robbins zu kämpfen, als er bei einem Dänemarkbesuch auf die Geschichte von Jørgensen aufmerksam wird. Sie lässt ihn auch nach seiner Rückkehr nach Galway nicht mehr los. Seine Fantasie spielt verrückt, und Robbins entschließt sich, ein Theaterstück über den Schrankmann zu schreiben und aufzuführen. Deshalb nimmt er Kontakt mit dem Heimatmuseum in Struer auf, um alles über Kristian Vandet Jørgensen und seinen Schrank zu erfahren. Mit Unterstützung eines Stipendiums des Creative Europe Programms der Europäischen Union reist Robbins erneut in die Region. Er durchforstet das Archiv und nimmt Kontakt mit den älteren Mitgliedern der Gemeinde auf, die den Iren willkommen heißen und ihm Geschichten und Anekdoten über »the Skawman« erzählen. Trotzdem

gibt es für Robbins am Ende mehr Fragen als Antworten, und die Arbeit an seinem Theaterstück »My wardrobe is my home« gerät ins Stocken.

Auch ich erzähle pausenlos vom Schrankmann. Kurz bevor mein Freund, der Komponist und Musiker Felix Kubin, zu einem Konzert in die Geburtsstadt von Hans Christian Andersen nach Odense aufbricht, biete ich mich ihm sogar als Librettist für eine Oper oder ein Hörstück an. Felix findet die Geschichte überaus faszinierend und fragt sich, wie ein Schrank so lang der rauen Witterung standhalten konnte ... Das Möbel beeindruckt ihn mehr als sein Besitzer. Felix fragt mich, ob er den Kleiderschrank in Dänemark besichtigen könne. Nein, antworte ich und erkläre, dass man den Schrank meines Wissens nirgendwo besichtigen könne, ich persönlich es allerdings sehr schön und naheliegend finden würde, wenn Jørgensen in seinem Schrank begraben worden wäre.

\*

Barfuß gehe ich zum Strand, drehe nach wenigen Metern aber wieder um, weil ein heftiger Regen einsetzt. Stattdessen reinige ich im Ferienhaus den Kamin und wage danach einen neuen Anlauf. Es ist irre windig und die Sandkörner, die durch die Luft fegen, schmerzen wie Nadelstiche auf meinen nackten Waden und Oberschenkeln. Nach dem Strandspaziergang ziehe ich mich um, nehme den Autoschlüssel aus der Schale im Flur und fahre mit dem Mietwagen zur vierzig Kilometer entfernten Oddesund-Brücke. Von der Nationalstraße biege ich ab auf das Gelände des Regelbaus 411. Die von den Deutschen hinterlassenen Betonbunkerbauten aus dem Zweiten Weltkrieg dienen hier heute vornehmlich als Ausstellungsräume für Gegenwartskunst. Ich parke den Mietwagen direkt neben dem Oddesundtårn, einem

zwölfeinhalb Meter hohen Aussichtsturm, vollgestopft mit historischen, geologischen, klimatischen und zoologischen Informationen. Als ich aussteige, setzt ein leichter Regen ein. Ich ziehe meinen Regenmantel an, setze die Kapuze auf und lasse mich von dem GPS meines iPhones zur Stelle hinter dem Hauptbunker führen, an der der Audio-Walk-Rundgang der App beginnt. I FODSPORENE OF Æ SKAWMAND. In den Fußstapfen des Schrankmanns. STATION 1: VELKOMST. Nachdem ich mir die etwas mehr als einminütige dänische Begrüßung angehört habe, folge ich dem auf der App angezeigten Weg und laufe mit eingezogenem Kopf unter der Oddesund-Brücke hindurch.

Auf der anderen Seite der Brücke stoße ich auf mehrere Angler, die sich wie an einer Perlenschnur aufgereiht das schmale Ufer teilen und ihre Leinen im Limfjord versenken. Im Oddeundtårn hatte ich vor einigen Tagen die Sage zur Entstehung des Namens Limfjord gelesen. Demnach sollte eine Frau einen Sohn gebären, der sich mit Jesus Christus messen könne. Stattdessen gebar die Frau aber ein hässliches Wesen, das einem Schwein ähnlich sah und den Namen Limgrim erhielt. Limgrim wuchs heran und wurde mit den Jahren stark und riesig ... so riesig, dass seine Borsten bis über die Wipfel der Bäume ragten. Ohne Unterlass rannte es herum und wühlte dabei tief in der Erde. Dabei entstand eine Mulde, von der Nordsee bis zum Kattegat. Diese Mulde füllte sich mit Wasser und wurde fortan Limgrims Fjord oder Limfjord genannt.

Der Regen wird stärker. Ich eile weiter zur zweiten und danach zur dritten Station. In einer rissigen Betonhütte finde ich Schutz und lausche minutenlang den dänischen Ausführungen der App, verstehe dabei aber nur einzelne Worte.

Als es aufklart und der Regen schwächer wird, laufe ich weiter zum kleinen Yachthafen. Am Bootshaus lese ich

die Informationstafeln zum früheren Dampfschiffverkehr und betrachte die Schwarzweißaufnahmen der Fähren INGEBORG und VALDEMAR. Die Wolken am Himmel verziehen sich, und ich laufe weiter. Vor dem leeren Spielplatz treffe ich auf eine Frau in einem roten Regenmantel, die einen kleinen, stillen Hund ausführt. Auf Englisch spreche ich die Frau an. Ich erzähle ihr, dass ich dem Audio-Walk auf den Spuren des Schrankmanns folge und stelle ihr dazu zwei Fragen. Sie antwortet mir ausführlich in meiner Muttersprache und entschuldigt sich dabei für ihr schlechtes Deutsch. Ihre Antworten sind hilfreich, und ich laufe weiter und gelange zur nächsten Station, einer kleinen Kiesbadestelle mit wilden Büschen, lila Blüten und dem Blick auf Skibdalen auf der anderen Uferseite. Dort hatte Jørgensen mit seinem Schrank drei Jahre verbracht.

Die App leitet mich weiter über Eisenbahnschienen und die Nationalstraße. Ich öffne ein schweres Gatter und betrete eine große Wiese. Quer laufe ich über das Grün, das voller Kuhfladen ist, bis ich auf einen Pfad gelange, der mich durch einen Wald führt. Ich bin umgeben von Kiefern und Tannen und Besenginster, dessen strahlend gelbe Blüten von allen Seiten auf den schmalen Weg ragen. Nach wenigen Metern lichtet sich der Wald und zwischen den Bäumen erspähe ich das Blau des Fjords. Das Meer ist aufgewühlt und die weiße Gischt fliegt hoch über die Wellen.

Ich folge dem Pfad und erreiche die letzte Station. Eine grüngestrichene Hinweistafel erzählt Jørgensens Geschichte auf Dänisch, Englisch und Deutsch. Æ Skwawmand. The Cabinet-Man. Der Schrankmann. Dramatisch hängt der Himmel voller Wolken und in der Ferne erkenne ich die Hügel von Toftum Bjerge.

Efter 39 år på stedet blev han fundet død ved siden af sit skab og blev begravet på Odby Kirkegård.

Nach 39 Jahren an diesem Ort wurde er an der Seite seines Schrankes tot aufgefunden und auf dem Odbyer Friedhof begraben.

Von Jørgensens Schuppen oder Backsteinhaus ist nicht mehr zu sehen. Ich kniee mich in den Kies und mache mir Notizen. Ein steifer Wind fährt mir in die Kleidung, und ich erhebe mich und laufe quer über die Wiese zurück zum Oddesundtårnet. Die Exkreme auf der Wiese stammen nicht von Kühen, sondern von jungen Bullen, die zwischen den Überbleibseln des Atlantikwalls grasen und mich misstrauisch beäugen. Ihr Fell ist pechschwarz mit demselben breiten weißen Streifen in der Mitte, so als ob die Tiere maschinell bemalt worden wären.

Als ich am Auto bin, bemerke ich zu meinem Entsetzen, dass ich es nicht abgeschlossen hatte. Zum Glück wurde nichts gestohlen, auch nicht mein Portemonnaie in der Mittelkonsole. Ich steige ein, tippe ODBY KIRKEGÅRD als Zielort in mein iPhone und fahre los. Nach kurzer Fahrt erreiche ich mein Ziel und halte auf dem Parkplatz des Kirchfriedhofs. Er ist über achthundert Jahre alt und sieht aus wie alle dänischen Kirchfriedhöfe, die ich den letzten Tagen besucht habe: Gepflegt, sauber, menschenleer. Ich steige aus dem Auto, betrete den Friedhof und laufe systematisch durch die Reihen. Die meisten Gräber sind höchstens zwanzig, dreißig Jahre alt. Erst im zweiten Anlauf entdecke ich die gesuchte Grabplatte auf dem Feld direkt neben der Kirche.

KR. VANDET JØRGENSEN  
3.10.1897 3.8.1956

Die Grabstelle des Schrankmanns ist eine der ältesten des Friedhofs. Unter dem Geburts- und Sterbedatum steht ein Satz in Versalien.

DER ER RUNER  
SOM INGEN KAN TYDE

ES GIBT ZEICHEN  
DIE NIEMAND VERSTEHT

## BIS AN DIE GRENZEN

### I

An dem Mittag, als die Sonnen sich vermählten  
Um untrennbar über der Stadt zu wachen  
Wurde sein Zimmer zur Zelle

Er liegt auf dem Rücken  
Nackt & ausgestreckt  
Starrt auf die Decke, da er  
Seine beiden Arme  
Seine beiden Beine  
Seine zwei Füße  
Nicht ertragen kann  
Betäubt zählt er die Fliesen  
& zerschlägt eine  
Als er vierhundertzwanzig errechnet hat

Das Chaos der Straße  
Strömt durch das eingeschlagene Fenster  
Während das andere  
Mit einer aus Kot, Urin & Sperma beschmierten »1«  
Undurchdringbar ist

Er teilt sein Hab & Gut in zwei Haufen  
Trennt Stifte von ihren Kappen, Pflanzen von ihren Töpfen  
Platten von ihren Hüllen, Bücher von ihren Seiten

Dann zündet er einen der Berge an  
Späht in die Flammen  
Bis nur noch Asche übrig bleibt  
& wendet sich dem Verschonten zu  
Sein Blick versinkt  
Deutlich begreift er den Wahn  
Er geht auf die Straße

## II

Alles scheint anders  
Auf diesem fremden Planeten  
Wesen mit drei Beinen, zwei Armen & zwei Köpfen  
Er verlässt die Stadt

Durchquert Wälder & Wüsten  
Täler  
Erklimmt Gipfel  
Immer sich umschauend, wartend

Je länger er läuft  
Desto größer wird die Angst vor dem Zerfall  
Ein Glas, zersprungen in tausend Scherben  
Der unheilbare Schaden entreißt jeden Sinn  
Jegliches Hoffen auf die kommende Zeit

Plötzlich entzündet sich vor ihm  
Gleißendes, grelles Licht  
Er schließt die Augen  
Blind & ängstlich taumelt er voran  
Das Licht erlischt  
Vor ihm liegt ein weicher, funkelnder Stein

Er greift ihn & hält sein Ziel in Händen

Doch der Stein bekommt Risse  
Die Risse wachsen  
& aus ihnen strömt Blut  
& wo das Blut hinfällt  
Entstehen Narben, die entstellen  
& Hass erzeugen

Er lässt den Stein fallen & flieht

### III

Rennen ...  
Ohne Ziel, ohne Zukunft  
Nur weg  
Als die Nacht ihn verdaut, stürzt er kraftlos zu Boden  
Schlaf

Der warme Sommerregen weckt den kümmerlichen Rest  
Der aufsteht & die Welt im neuen Licht sieht  
Aufatmend, sein Alleinsein genießend  
In der Fremde geborgen  
Er stolpert durch das natürliche Durcheinander  
Bis er auf eine Straße stößt  
Zweispurig mit vielen geometrischen Mustern  
Sein Wille treibt ihn vorwärts  
Die Straße wird mit jedem Schritt länger  
Die Zeit mit jeder Eile langsamer  
Während seines Marsches beginnt er zu träumen  
Entwickelt Pläne, gestaltet seine Zukunft

Mit einem Mal endet die Straße  
Ein Abgrund breitet sich vor ihm aus  
Tief, finster, unergründbar

Er wagt keinen Blick zurück & springt

Der Eintritt in das Land des Rausches  
Honig, Nektar, Ambrosia  
Musik, Tanz, Reigen, Kunst, Wärme, Haut  
Freude, Glück, Liebe, Farben, Formen, Einigkeit  
Hinter ihm die kreidige Ziellinie

Er schlägt auf

#### IV

Die Sonnen bluten  
Körper & Geist, vereint zur offenen Wunde  
Verkrusten

Mit dem Bewusstsein kommt der Schmerz

Missbraucht, gelähmt, zerbrochen  
Liegt er danieder  
Dem Abgrund der Tiefe entstiegen  
Auf der roten, matschigen Erde

Er stiert die Grashalme an  
Die sich tief in den Himmel strecken  
Die Käfer, die über seine Haut krabbeln  
Die Würmer, die sich in den Boden bohren

Bedächtig versucht er seine Hand zu bewegen  
Zerrt einen Büschel Gras aus der feuchten Erde  
Den er augenblicklich hinunterschluckt  
Voller Lust greift er ein zweites Mal in die gedeckte Tafel  
Fischt sich einen bläulich schimmernden Käfer  
& verspeist ihn genussvoll

Sein Hunger wird zur Gier, seine Gier zur Sucht

Er verschlingt eine Handvoll Ameisen, mampft drei, vier  
Heuschrecken  
Frisst etliche Zwergspinnen, futtert Tausendfüßler &  
Pilzfliegen  
Labt sich an Schnecken; er verdrückt eine Blindschleiche  
Er nagt, er kostet, er beißt, er knabbert  
Er pickt, er schlemmt, er stopft, er spachtelt  
Er schwelgt, er schluckt, er nascht, er vertilgt

Befriedigt liegt er inmitten seines Erbrochenen

V

Er ist zurückgekehrt  
In sein Zimmer  
In seine zwei Paar Wände

Gleich einem Museumsbesucher  
Schreitet er durch den Raum  
Die ausgestellten Rätsel der Vergangenheit betrachtend

Geschützt vor der Zeit  
Lagern hier die Requisiten  
Sinnlose Bücher  
Zerstörte Pflanzen  
Wertlose Schreibstifte  
Ein Haufen Asche

Er war aufgebrochen  
Naiv & unerfahren

Er hat sein Ziel erreicht  
& es einmal verlassen  
Um einen Weg zu betreten  
Der ihn an den Anfang führt

Doch dieses Zimmer bietet  
Keinen Schutz  
Keine Heimat  
Keine Zukunft

Er muss hinaus  
Hinein in die Welt

Er geht auf die Straße  
Gesund & krank  
Mutig & furchtvoll  
Eins & uneins



*1991/1992. Fotos Hajo Mönninghoff.*

## Frickie-Frickie

Die nun folgende Geschichte spielte sich haargenau so ab; kein Wort entsprang meiner morbiden Phantasie.

An einem sommerlichen Mittwochabend, im Widerschein der sinkenden Sonne, wartete ich am örtlichen Bahnhof auf das Eintreffen des Busses, der meine Freundin durch das ungemütlich münsterländische Schwellenland chauffieren sollte.

Ich saß auf einer Parkbank, die den Bussteigen zugewandt war, und hatte so über den gesamten Bahnhof Ausblick. An dieser Stelle sei nun erwähnt, dass sich die Handlung in einer Kleinstadt abspielte, die noch nicht einmal eine Filiale der berühmten Fastfood-Kette beherbergte. So erübrigt sich natürlich die Feststellung, dass nur noch wenig, ja fast kein Betrieb mehr an diesem Ort herrschte.

Etwa fünf Meter von mir entfernt, stand die Kopie meiner Holzbank, auf der ein älterer Herr saß, der von den Vorzügen des Seniorenpasses der Deutschen Bahn hätte profitieren können. Im abgelegensten Teil der großzügig gebauten Anlage parkte ein Automobil, um das sich fünf ausländische Mitbürger in meinem Alter gruppierten.

Mir wurde ein wenig kühl, so dass ich die eben erst an einem Kiosk erstandene Flasche *Donautaler Edelkadarka* aus meinem unbeschrifteten Umweltbeutel befreite und öffnete. In dem Moment, als ich die Flasche zum ersten Schluck ansetzte, fiel mir der Junge, der auf einem klapprig rostigroten Fahrrad zwischen den Gleisen seine Runden zog, zum ersten Mal auf. Ich schätzte ihn auf zwölf oder dreizehn Jahre und wunderte mich, was ein so junges Bürschchen noch so spät hier zu suchen hatte, und ein wenig Mitleid und Melancholie schlich sich in meine Gedanken.

Diszipliniert trampelte er auf und ab, mich ab und zu dabei eingehend musternd, bis er auf einmal seine eigentliche Bahn verließ und in schlendernden Bewegungen auf meine Bank zufuhr. Einen halben Meter vor mir kam er zum Stehen, das Vorderrad direkt auf mich gerichtet. Er lehnte sich nach vorn, stützte sich mit den Ellbogen auf den Lenker und starrte mich an.

Der Junge trug eine *blue jeans*, einen hässlichen roten Pullover mit Aufdruck, Sandalen und ehemals weiße Tennissocken. Diese Kombination ließ ihn wie ein x-beliebiges Kind wirken, doch er war anders.

Meine Trinkfrequenz nahm zu, da mich der Junge sehr irritierte, und ich entschied mich, ihn einfach zu ignorieren.

Mich beschäftigte die Frage, aus welchem Land er kam, da er einen südeuropäischen Teint, eine schwarze klassische Herrenfrisur und auch für Kinder ungewöhnlich große dunkle Augen besaß, doch sein aufdringliches Gaffen zerstörte jegliches konstruktive Denken in mir. Unerträglich dehnte sich die Zeit, während das Augenpaar immer noch an mir klebte. Fieberhaft drehten sich meine Gedanken um die Frage »*Was nun?*«, und ich glaubte, mit meinerseitigem Starren mich seiner entledigen zu können.

Doch auch diese Strategie scheiterte kläglich. Während mich ein Schweißausbruch nach dem anderen überfiel, meine Augen mehrmals zu zittern begannen und mein Mund undefinierbar zuckte, verharrte sein Gesicht minutenlang in ein und derselben Pose.

Schließlich senkte ich unterlegen den Kopf. Mich überfielen Wut, Zorn und Hass, doch im selben Moment wusste ich, dass er mir überlegen war.

Plötzlich begann er zu sprechen. Er sagte nur einen Satz, vier Silben.

Sein Deutsch war schlecht und ich konnte ihn auf Anhieb nicht verstehen.

Ich schwieg, wollte seine Worte nicht hören, doch er wiederholte den Satz vier-, fünfmal, und immer deutlicher verstand ich die Frage.

»Bisdudame?«

»Bisdudame?«

»Bisdudame?«

»Bisdudame?«

Sein monotones nervenzersägendes Gefrage brachte mich schließlich endgültig aus der Fassung, so dass ich seinen Satz wiederholte, um mich zu vergewissern, ob ich ihn richtig verstanden hatte. Er nickte. Ich schwieg. Angestrengt bemühte ich mich um meinen hasserfülltesten, böartigsten und ekelerregendsten Gesichtsausdruck, aber all dies berührte ihn kaum, und er fragte weiter. Einmal, zweimal, mehrmals.

»Bisdudame?«

»Bisdudame?«

»Bisdudame?«

Meine Felle schwammen weg, und ich sah meine einzige Chance in der Offensive, so dass ich bissig erwiderte:

»Wenn du willst!«

Leider musste ich diese gut ausgeklügelte Antwort mit einer kleinen grammatikalischen Änderung dreimal wiederholen, bis er endlich ihren Inhalt begriff, da er, wie schon erwähnt, nur sehr schlecht deutsch sprach.

Mein Gegenangriff war hiermit gescheitert.

Eine unendlich lange Zeit verstrich, der erhoffte Bus kam immer noch nicht, doch deutlich erkannte ich bei meinem *Freund* ein anfängliches Kopfzucken, das in ein Deuten überging. Die Richtung war ohne Zweifel ein abgelegenes Waldstück, ja, der Kopf zeigte dorthin.

Aus dem Mund begann es gefährlich zu zischen, erst lautlos, doch dann formierte sich immer deutlicher

»Komm!«

»Komm!«

»Komm!«  
»Komm, Frickie-Frickie!«  
»Komm, Frickie-Frickie!«  
»Komm, Frickie-Frickie! Komm!«  
Komm, Frickie-Frickie! Jäh lachte ich auf. Eine eiskalte Hand umklammerte mein Herz.  
»Was? Frickie-Frickie?«  
»Komm, Frickie-Frickie!«  
Was sollte ich tun?  
»Das heißt nicht Frickie-Frickie, sondern Fickie-Fickie.«  
Brav sprach er es einmal nach, verfiel aber danach ins »*Frickie-Frickie*« zurück.  
»Nein!«, erwiderte ich hart.  
»Warum?«  
»Keine Lust.  
Außerdem bist du noch nicht in der Pubertät.«  
Er verstand nicht, so dass ich ihm erklärte, dass sein Schwanz zu klein für mich war.  
»Doch ich kann. Komm, Frickie-Frickie!«  
Als ein Bus um die Ecke fuhr, sprang ich auf, verabschiedete mich artig und ging.

Natürlich war es nicht der richtige Bus, trotzdem lief ich die zehn bis fünfzehn Meter zum Bus, ging um den Bus herum und verschwand aus seinen Augen. Gottseidank stand hinter dem großen Fahrzeug eine für den Jungen verborgene, gläsern überdachte Sitzbank, auf die ich mich setzte, da ich meine Freundin ja abholen und sie nicht, wenn ich gegangen wäre, diesem Monster überlassen wollte.  
Mehrere Minuten verstrichen, ohne dass etwas Erwähnbares passierte, doch schließlich setzte sich der Bus in Bewegung und ließ mich mit dem kleinen Bastard allein zurück, denn natürlich waren der Senior und die um das Automobil verstreuten Ausländer längst verschwunden.

Zwangsläufig musste mich der kleine Junge jetzt sehen und er sah mich und fuhr auf mich zu.

Ohne ein Wort zu sagen stellte er sein Fahrrad zwei Meter von mir entfernt ab und setzte sich neben mir auf die enge Sitzfläche. Meine Flasche war leider längst leer, wehrlos saß ich da und fühlte mich wie Polen sich schon seit Jahrhunderten fühlt.

»Komm, Frickie-Frickie!«

Er wiederholte seinen Satz routiniert und zeigte auf das Waldstück, welches jetzt noch näher vor uns lag.

»Komm, Frickie-Frickie!«

Schließlich gab ich alle Hemmungen auf und es entwickelte sich folgender Dialog.

»Sag mal, woher kommst du denn?«

»Hier.«

»Und was machst du hier am Busbahnhof?«

»Ich warte auf Bus.«

»Wohin willst du denn fahren?«

»Hamburg.«

Es erübrigt sich an dieser Stelle zu erwähnen, dass kein Bus mehr nach Hamburg fuhr, überhaupt, dass er je mit einem Bus dorthin gekommen wäre, da Hamburg mindestens 300 Kilometer vom besagten Busbahnhof entfernt liegt.

»Mhm, wie alt bist du denn?«

»Sechzehn. – Komm, Frickie-Frickie!«

Ich gab meinen Gesprächsversuch auf und auch er wollte mir endlich reinen Wein einschenken, öffnete seine Hose und präsentierte mir stolz sein etwa zwölf Zentimeter großes, steifes, erigiertes Glied.

Ich glaube nicht, dass der Junge bereits sechzehn Jahre alt war, da er und sein Penis eher den Charme eines höchstensfalls vierzehnjährigen Jungen versprühten. Nichtsdestotrotz begann er nun wie wild an seinem Penis herumzurockern, schaute sich unsicher nach jeder

Seite um und stöhnte wieder und wieder »Komm, Frickie-Frickie!« und »Ich kann!«.

Während ich wie gelähmt entsetzt dem Geschehen folgte, bog um die Ecke der ersehnte Bus.

Mein Freund unterbrach sein Liebesspiel, ich sprang auf, sah, dass dieser allerletzte Bus auch nicht meine Freundin beherbergte, murmelte ein »Tschüss!« in seine Richtung, lief gemächlichen Schrittes bis zur Unterführung und rannte dann davon.

<b>Superschiff &amp; Casaelectronovo</b>	
Superschiff machen Furore: Bei ihrem letzten Konzert im Antwerpener „Den Houten Kop“ kam es zu Ausschreitungen im Publikum, und durch eine Verkettung unglücklicher Umstände geriet das Kneipenmobiliar in Brand: der Club brannte aus, aber niemand kam zu Schaden. Fortan gehören Hajo Mönnighof und Marc Degens „zu unerwünschten Gästen des Königreichs Belgien“! Heute abend spielen Superschiff im hippen Mitte-Club „KULE“. Ihre Mischung aus Doom-Schlagern und Neukölln-Wave wird ...äh ein Feuer entfachen. Dazu gesellt sich Casaelectronovo aka Carlos, der beim Singen sogar Wände hochgehen kann. Support: DJ-Duo Teen Ego mit leidenschaftlichem Pop. Adresse: Auguststraße 10, Mitte. [pe]	
Am 08.11. um 22 Uhr in der Kule	music

*Superschiff-Konzerttipp im Berliner Stadtmagazin [030], 2002.*

## Die Domestizierung

Bar »Jeder Vernunft«. Schäfchenwoldka Tresenwesen lesen mannsleere PuPullen mit Sonne Großtheke, ansonsten aber finsterloch: sextilverhold und reißverschluss. Deinnamephrasen, Deinalterblasen; tollglück, wen fragen rote Schlote, maibi rosa.

»Mammammam, gluckst dich Christusblut?«

»Date mal.«

Mit allen Flügeln spanndiert oLove Miet und Fraß, der Kauz teilt nur nich noch weitzech Muntel. Schickr, ach, in Himmelhummelfummelhölle, solo mio heute Nackt. Zoo triebts Mann mit Wleib in Belunken voll Giergaffen.

Fingerlackel streicht pars promille, wie steht er um den Heimwech? Vögel engt Gefiedel ein, Liebe hungert nach Gewurm.

Im Taxi, Warm in Warm, sucht Zunge dein Gehör, Kuckuck pfändelt warzelnd der Kosten Fahrt.

Hoch in den Wonneraum: auf Lederfesseln knautscht sich heil. Sekt weckt und leckt die Färse. Der Adler mauert sich zum Storch und bohrt nach Milch.

Wo frau saugt, verspritzt das ICH, je o je oje oje oje jeje, ja!

Danach wäscht Engel Liebe ab, körperreich und vollkusswund rennt Er versperren Augs durch fremde Worte.

Immerzeit soll Vogel bahren dort! Drum greift sie fuchs das Messer: der Liebespfeil trifft herzgenau, nun sind sie ewig: Mann und Frau.

## Rückbau (Auszug)

Die Sterne, Sonnen und Galaxien bewegen sich.  
Der winzige, schwach leuchtende Punkt im oberen  
Himmelfeld wird beständig größer, dehnt sich aus,  
nimmt an Helligkeit zu.  
Aus dem Punkt wird ein Fleck.  
Ein spiralförmiger Fleck.  
Er scheint näher zu kommen.  
Seine Ausläufer erreichen das helle Lichtband, das wie  
eine Hutkrempe aussieht. Sie kollidieren.  
Ein Brand bricht aus, weißes Feuer.  
Funken verknoten sich, verschmelzen zu glimmenden  
Staubbändern. In dem abgebrochenen Spiralarm bilden  
sich Blasen oder Wolken. Ganz woanders zeugt ein gi-  
gantischer Nebel einen neuen Haufen Licht.  
Das kosmische Feuerwerk funkelt und flackert. Ein glei-  
ßender Blitz zersprengt einen Klumpen. Schockwellen  
und Chaos.  
Dann wird es ruhiger.  
Kälter.  
Die Glut verglimmt.  
Das Licht wird allmählich dunkler, am Ende unsichtbar.  
Jedes Mal, wenn du die Augen schließt, siehst du ein  
Stück Weltall.  
Du hockst auf dem Teppichboden in deinem Arbeits-  
zimmer, lehnst dich gegen den blanken Putz der Wand,  
betrachtest den zerlegten Schreibtisch.  
Die Zunge klebt dir am Gaumen fest. Du versuchst sie  
zu lösen, shllzz.  
Es gelingt dir nicht, Speichel zu produzieren, shlllz hll-  
lszz. Dein Durst hört sich komisch an, so trocken und  
albern.  
Du hast höllische Lust auf einen kolossalen Humpen  
Bier.

O ja, welch grandiose Vorstellung. Das Verlangen macht dich ganz kribbelig.  
Noch flutet die Sonne den Raum. Du solltest rasch aufbrechen.  
Du erhebst dich, ziehst im Gehen das Tag- und Nacht-Shirt aus und wirfst es auf den Wäschestapel in der Ecke. Auf einem Bügel an der Tür hängt das neue schicke Hemd. Ein echtes Schnäppchen, du hast es erst einmal getragen.  
Als du es anziehen willst, entdeckst du die beiden hässlichen, violetten Flecken, oben hinten, direkt auf der Schulter. Sieht nach Rotwein aus.  
Jedenfalls kannst du dich so nicht in den Biergarten setzen, eine alte Schulkameradin kellnert dort regelmäßig. Und vielleicht triffst du ja auch das nette Mädchen aus der Stadtbibliothek.  
Du gehst ins Wohnzimmer, öffnest den Karton mit der sauberen Wäsche und stöberst darin herum. Unterhosen hast du reichlich und Socken wie ein Tausendfüßler.  
In dem grauen, kratzigen Pullover schwitzt du selbst im härtesten sibirischen Winter, und das Festtagshemd zwackte schon auf dem Abiturball.  
Du gehst in den anderen Raum und durchwühlst den Haufen Schmutzwäsche.  
Das schwarze Sweat-Shirt hat imposante Salzränder, es wirkt fast wie gebatikt. Und auf der schwarzen Samtweste sind etliche braune Soßenspritzer.  
Du ziehst dein altes weißes Lieblingshemd hervor. Es ist knitterig und knubbelig, ansonsten tipptopp. Du schnupperst unter den Achseln. Geht noch.  
Glücklicherweise hast du dein Bügeleisen noch nicht verpackt, es thront einsam auf der Fensterbank.  
Du nimmst es, stöpselst es in die Steckdose und breitest das Hemd auf einen Umzugskarton aus.

Nach ein paar Minuten ist es frisch geplättet, allein eine Falte weigert sich standhaft. Egal.

Du ziehst das Hemd an, fingerst an der Knopfleiste herum. Dann fällt dir ein, dass deine Manschettenknöpfe in dem Beutel in dem Koffer bei deinen Eltern sind.

Du ziehst das Hemd wieder aus, knüllst es zusammen und wirfst es auf den Wäschehaufen.

C'est la vie.

Du gehst ins Badezimmer, drehst den Wasserhahn auf, beugst dich über das Waschbecken und schlürfst eine Handvoll Leitungswasser.

Eigentlich hast du sowieso kein Geld für solche Sperenzchen. Du musst sparen, die Kautions hast du immer noch nicht zusammen. Und der Möbelwagen ist auch noch nicht bezahlt.

Du richtest dich auf und starrst auf die hässlichen rosa-roten Wandfliesen, früher hing hier der Spiegel. Du schließt die Augen.

Die Sterne, Sonnen und Galaxien bewegen sich. Nur du bleibst heute Zuhause.

*Erfundene Literatur erfreut sich großer Beliebtheit. Von François Rabelais existieren seitenlange Aufzählungen von Phantomwerken, Charles Dickens füllte ein ganzes Regal mit Attrappen erfundener Bücher. Jorge Luis Borges, Sir Arthur Conan Doyle, Joanne K. Rowling und Jonathan Swift zitieren erfundene Werke. »Unsere Popmoderne« ist ein weiterer Beitrag zur fiktiven Literatur, in dem Marc Degens Ausschnitte aus literarischen Büchern der Gegenwart, samt kurzen Erläuterungen zu Autor und Werk präsentiert, die allerdings allesamt erfunden sind.*

### Unsere Popmoderne: Wort wird brennen

Furchtbare Nacht. Atemnot, Alptraum, geistige Attacken. Stalin und die sieben Zwerge. Erbliches Beamten-tum. Geschwitzt wie ne Auster. Tine hat die Bettwäsche am Vormittag gewechselt. Sechsuhrdreißig. Der frühe Vogel ... Trockener Hals. Kälte, Kater, Übelkeit. Will nicht aufstehen. Muss aber. Heute Abend Abgabe. Küche: Kaffee, Ephedrin und drei Brötchen. Tine ist bereits auf dem Markt gewesen und hat das Frühstück vorbereitet und den Tisch gedeckt. Schinken mit Rührei. Schmeckt nicht. Tines selbstgemachte Apfelmarmelade. Muss abnehmen. Diätmargarine mit Salz. Mir ist schlecht. Von gestern. Zu viel Alkohol. Bier, Wein, Wodka. Alles durcheinander. Jespersion hat Meinen Smoking mit Rotwein bekleckert. Aus Absicht. Billiger Fusel. Tine hat alle Flecken rausbekommen. Jespersion immer noch wütend, weil Ich im Sommer was mit seiner Tochter anfang. Tine war damals drei Wochen im Krankenhaus gewesen und ließ sich an der Hüfte operieren. Memo Aidstest. Dumme Göre, Unterteil mit Aufsatz. Genauso hysterisch wie ihr Vater. Ich musste Gewalt anwenden, um sie zum Lachen zu bringen. Entweder hat man was im Kopf oder im Mund.

Selbst Schuld.

Endlich Broska wiedergesehen, wundervoller Tänzer. Dabei lässt Broska keine Rolltreppe und keinen Fahrstuhl aus. Tanz ist die Poesie des Fußes. Tine hat diesen Satz in »Eurowoman« gelesen. Idee für ein Opernballett: Menschen in Rollstühlen, die von der Decke hängen. Tine hat den Einfall sogleich notiert. Broska und Ich haben die ganze Nacht zusammengehockt und über Svendborg gelästert: Tropfender Wasserkocher. I'm a novelist, but I've had writer's block since birth. Tine musste übersetzen. Broska will im Guardian über die Sandhai-Hexalogie schreiben. Guter Mann, nie vor der Tageszeitung zu Hause. Das Recht endet an der Gerechtigkeit.

Der Gastgeber hat kein Wort mit Mir geredet. Der Gastgeber ist Tines erster Ehemann Lars Wik, der Vier-Finger-Mann. Vom Paulus zum Saulus. Blick eines Kötters, Lache wie ein Kehlkopfmikro. Hat mal versucht, sich mit einem Elektrorasierer die Pulsadern aufzuschneiden, wie im Sandhai-Prolog beschrieben. Habe in seinen Kühlschrank gepisst. Hat keiner bemerkt. Tine hatte es gesehen und den Kühlschrank gesäubert. Schade.

Muss morgen zur Akademie. Tine hatte vor zwei Wochen ein Schlichtungsgespräch mit D. vereinbart. Von Angesicht zu Angesicht auf Höhe eines Autoreifens. Ich werde den ganzen Laden abfackeln. Lauter silbenstechende Wettergucker. Sitzen da wie Pilze und schreiben sich aus Langeweile selber Briefe. Lippen nippen, Busen schmusen. Lyrik: Die stilvollste Art, sich auszuschweigen. So notwendig wie ein zweiter Blinddarm. Memo Zahnarzt.

Nach Frühstück mit Zeitung auf Toilette. Tine hat sich in der Stadt ein Probe-Abo aufschwätzen lassen und vergessen, es abzubestellen. Joel Brøndsted gestorben. Krebs, jünger als Ich. Laudrup wechselt zu den Rangers. Mauersegler fliegen zwei Jahre ohne Pause und schlafen im Flug. Weibliche Hyänen besitzen einen künstlichen

Penis. Kein Klopapier. D.h. es lag nicht an dem angestammten Platz: Tine hatte das Klopapier in das Regal mit den Handtüchern geräumt. Wutausbruch. Werfe Spiegelschrank zu Boden, verletzte Mich am Fuß. Vita et calamitas. Tiefer Schnitt. Blute. Tine verarztet Mich. Unter dem Pflaster ...

Unrasiert ins Arbeitszimmer. Muss bis vier Uhr das Bergwerk-Kapitel beenden. Danach Klappentext für das Mohammed-Buch. Keine Inspiration, nur Popcorn im Kopf. Schreibblockade = Schreibblock ade. Trinke Cognac. Folle Blanche. Fins Bois. Kinderschrei, man sollte alle Frauen zunähen. Tine bringt die vorsortierte Post. Persönliche Einladung von Margarethe II.: Sie will das Buch der Schauspiele illustrieren. Ursprünglich hatte ich Tine den Auftrag versprochen. Bin gerührt wie Apfelsmus. Plötzlicher Schreibdrang. Eile zum Stehpult und fabriziere in drei Stunden acht handgeschriebene Seiten. Zu wenig! Verzweiflung, Masturbationsphantasien. Acht gut bestückte Weiber mit blauem Auge sitzen auf einem Tandem und fahren über ein Meer aus Glasscherben. Rascher Minnevollzug im Stehen. Mittagsschlaf bis ein Uhr. Tine hat inzwischen die Fenster im Arbeitszimmer geputzt. Hunger.

Preben Rommedahl, geboren 1951 in Aalborg, wurde als Schriftsteller berühmt durch das Theaterstück : (1978) und den Romanzyklus *Strumpf auf dem Klavier: Kalkutta ist mein Damaskus oder Zwei Vegetarier auf der Jagd* (1975–1997), besser bekannt als die *Sandhai*-Hexalogie. Rommedahl, dessen Bücher Millionenaufgaben erreichen und der für sein Werk mit den bedeutendsten skandinavischen Literaturpreisen ausgezeichnet wurde, hat im letzten Jahr seine Tagebuchaufzeichnungen der letzten zwei Jahrzehnte unter dem Titel

*Wort wird brennen. Wie ich das gemacht habe* veröffentlicht. Gegen die Veröffentlichung des Buches hatte seine Frau Tine, mit der Preben Rommedahl seit 1981 verheiratet ist, erfolgreich geklagt, da sie in dem siebenhundert Seiten langen Alltagsjournal an keiner einzigen Stelle erwähnt wird. Der Oberste Gerichtshof in Kopenhagen entschied daraufhin, dass das Buch nur mit Textergänzungen, die Tine Rommedahls Anwesenheit und Wirken belegen und die mindestens zehn Prozent des Gesamtumfangs des Buches ausmachen müssen, veröffentlicht werden dürfe. Dieser erste Fall, in dem sich eine Person erfolgreich in ein belletristisches Werk geklagt hat, sorgte weltweit für Aufsehen und Diskussionen. Im oberen Auszug haben wir die Textpassagen, die Preben Rommedahl nachträglich in das Buch eingefügt hat, unterstrichen abgedruckt. Trotz der juristischen Auseinandersetzung führen Tine und Preben Rommedahl dem eigenen Vernehmen nach weiterhin eine glückliche und harmonische Ehe.

## Unsere Popmoderne: ICH NICHTS DENKEN

Ich habe mit vielen Männern geschlafen ... sehr vielen ... wahrscheinlich zu vielen. Ich habe nur mit einem einzigen Mann mehrmals geschlafen... hundertmal ... tausendmal. Dieser Mann war mein Vater. Ich habe meinen Vater geliebt... ich habe meinen Vater gehasst.

Bei seinem Begräbnis habe ich geweint ... Meine Mutter stand direkt neben mir ... ihre Augen versteckte sie hinter dicken, schwarzen Brillengläsern.

Meine Mutter hat meinen Vater nicht geliebt ... Die Tränen, die ihre Wangen hinunterkullerten, waren falsch ... Wasser. Mein Vater und meine Mutter haben sich belogen... sie haben sich betrogen ... sie haben sich ständig etwas vorgemacht. Ununterbrochen ... immer ... von Anfang an ... ein Leben lang.

Geschlossen marschierte der Trauerzug nach der Beerdigung in eine Taverne ... in die Stammkneipe meines Vaters. Alle waren im Handumdrehen besoffen ... Leichenschmaus... Wettfressen... Preissaufen. Die Männer gröhlten schweinische Verse... die Frauen lästerten über andere Frauen ... Ich habe nichts getrunken ... keinen Schluck.

Auf der Herrentoilette habe ich den Geliebten meiner Mutter verführt ... Es war ganz leicht ... ein Kinderspiel. Ich habe ihn vom Pissoir weggezogen ... mich vor ihn hingekniet ... den Mund geöffnet ... seinen Schwanz gelutscht ... seinen Samen geschluckt.

Die Toilette roch nach Urin und Desinfektionsmitteln und verwelkten Schnittblumen. Anschließend hat der Geliebte meiner Mutter ins Waschbecken gekotzt.

Ich fuhr mit einem Taxi in meine Wohnung. Ich habe aufgeräumt ... ich habe gespült ... gesaugt.

Am Nachmittag klingelte es an der Wohnungstür. Es war Marcel ... wir waren verabredet ... wir wollten ins Kino gehen ... Ich habe die Tür nicht geöffnet. Ich habe

den Fernseher eingeschaltet und mir Sportsendungen angeschaut ... Wenn ich mit meinem Vater schlief, lief oft der Fernseher. Er liebte Sportsendungen... Fußball... Eishockey ... Radrennen ... Alles ... das habe ich nie verstanden.

Am Abend ging ich aus, ich trug immer noch meine schwarze Trauerkleidung. Ich fuhr mit der Metro ins Zeitungsviertel. Eine Freundin hatte mir erzählt, dass hier kürzlich ein neuer Nachtclub aufgemacht habe ... Ich habe ihn nicht gefunden. Auf der Straße sprach mich ein Ausländer an. Er wollte zur Gare de l'Est ... ich schickte ihn in die entgegengesetzte Richtung.

Ich ging in eine überfüllte Bar, setzte mich an den Tresen und bestellte einen Martini.

Ein Schnauzbart sprach mich an ... Ich habe dich schon einmal gesehen!

Ich antwortete ... Du hast mich aber noch nicht nackt gesehen!

Ich ließ ihn abblitzen, er war hässlich.

In der Ecke stand ein junger Mann ... zwanzig ... vielleicht fünfundzwanzig ... Blond, schmalhüftig, groß ... Er sah so süß und so verdammt dumm aus ... Ich wollte Sex mit ihm haben ... Auf der Stelle ... jetzt gleich, sofort ... hier ... heute Nacht.

Der autobiographische Roman *Ich Nichts Denken* der erst zweiundzwanzigjährigen Pariser Schriftstellerin Albertine Mounier zählt in Frankreich zu den erfolgreichsten und meistdiskutierten Büchern der letzten Jahre. Albertine Mounier, die Tochter des 1998 bei einem Autounfall ums Leben gekommenen Philosophen und Zeitungskolumnisten Paul Mounier, bezeichnete ihr Buch in einem Radiointerview als »literarischen Selbstmord und persönliche Sterbehilfe«. Der Roman

löste in Frankreich höchst unterschiedliche Reaktionen aus, nicht nur die Schilderung der inzestuösen Beziehung zu ihrem Vater, auch die schonungslose Nennung und Beschreibung ihrer zahlreichen Sexualpartner – vor allen Dingen das Verhältnis mit dem rechtskonservativen Politiker Alain Revel – führten zu einem regelrechten Gesellschaftsskandal und brachten der Autorin Morddrohungen und Vorwürfe der Ego manie und blinden Zerstörungssucht ein. Gegen Albertine Mounier und den Verlag Brasseur laurion laufen noch siebzehn Verleumdungsklagen, in einer Zeitungsanzeige erklärten sich jüngst annähernd fünfzig französische Schriftsteller, Intellektuelle und Künstler mit der Autorin solidarisch.



*Im Berliner Arbeitszimmer, 2004.*

## Unsere Popmoderne: Der letzte Kampf

Im Fernsehen lief eine alte Zeichentrickfilmserie. Die Maus reichte der ausgemergelten Katze ein fettes Hot Dog. Gierig biss die Katze hinein und sich ein Stück Schwanz ab.

Auuuuu

uuuuuuuuuuuuuuuuuuuuuu!

Wie aus einem aufgedrehten, unkontrollierten Gartenschlauch schoss aus dem offenen Schwanzende ein Blutstrahl kreuz und quer über den Bildschirm. Die Mattscheibe verfärbte sich himbeerrot.

Bruce Wayne grinste und leerte sein drittes oder dreizehntes oder dreiundzwanzigstes Glas Whisky – ex und hopp, in einem Zug – als es heftig an der Zimmertür klopfte. Das konnte nur die Nervensäge Alfred sein.

»Master Bruce! Master Bruce, das Signal! Commissioner Gordon wünscht Sie zu sprechen!«

»Schick Robin«, lallte Bruce Wayne zur Antwort.

»Sir, Master Dick ist in der Diskothek und hat sein Bat-handy abgestellt.«

Verdammt, dabei hat der Junge doch Stubenarrest!

»Dann gehen Sie, Alfred. Sie wissen ja, wo die Klamotten sind.«

Der Butler öffnete die Zimmertür und erbleichte. Bruce Wayne räkelt sich auf dem Sofa, nackt – bis auf die stark befleckte Unterhose. Das Kaminfeuer war ausgegangen, es stank wie in einer Kneipe, auf dem Perser entdeckte Alfred ein riesiges Brandloch.

»Master Bruce, Sie sind ja schon wieder betrunken.«

»Jaja, ich weiß. Und manchmal bin ich trockener als eine trockene Rosine. Übrigens Alfred, Sie sind entlassen.«

Der Diener biss sich auf die Unterlippe.

»Sie sollten sich was schämen, Sir! Wenn das Ihre Eltern wüssten – Gott hab' sie selig.«

Ein schrecklicher Schmerz durchzuckte den Multimillionär. Mama. Der Park. Ein Schuss. Zwei Tote. Oder waren es zwei Schüsse? O Gott, diese Bilder! Bruce Wayne hatte einen Kopf so hoch wie ein Kirchturm.

»Alfred, Sie müssen mir helfen. Wie spät ist es?«

»Elf Uhr, Master Bruce.«

»Ach verflucht, wieder mitten in der Nacht! Hab ich denn nie frei? Andere Männer liegen jetzt schon im Bett mit ihren Geliebten – nur ich bin ständig im Dienst! Auf Achse. Immer muss ich draußen meinen Arsch durch die Gegend schwingen, egal zu welcher Zeit, egal bei welcher Kälte. Ich bin verflucht, Alfred!«

»Äh, Master Bruce, es ist elf Uhr mittags.«

»Natürlich.«

Alfred half Bruce Wayne auf die Beine, gemeinsam wankten sie zum Kleiderschrank. Alfred drehte den Kopf der Statue auf dem Kaminsims, die Schrankfront verschwand und ein geheimer Ankleideraum kam zum Vorschein.

»Alfred, wo sind denn meine Batanzüge?«

»Sir, die sind alle in der Wäsche. Sie müssen wohl den Batschneeanzug anziehen.«

»Verflucht, Alfred! Es ist Hochsommer. Ich sehe ja so schon albern genug aus.«

Mit Mühe zwängte sich Bruce Wayne in den weißgrauen Plastikanzug. Der Reißverschluss klemmte, Bruce Wayne fluchte wie ein Stallknecht. Doch das Vorhaben gelang.

Innerhalb einer knappen Viertelstunde verwandelte sich Bruce Wayne in Batman, den dunklen Ritter, den Rächer der Nacht. Der gute Geist von Gotham City. In Batman – den Superhelden! In ein Wesen halb Mensch, halb Schneehase.

Alfred zog die Vorhänge zur Seite, die Mittagssonne flutete den Raum. Batman zuckte zusammen. Der Schädel dröhnte. Kopfschmerz, Übelkeit, Tantalusqualen.

»Alfred, warum hat Superman eigentlich nie einen Kater?«  
»Ähm Master Bruce, darf ich Sie vielleicht kurz daran erinnern, dass Sie mir meinen Januarlohn noch nicht überwiesen haben?«  
»Nicht jetzt, Alfred, die Zeit drängt. Ich nehme den Bathubschrauber!«  
»Aber, Master Bruce, Sie können in diesem Zustand doch unmöglich fliegen!«  
»Stimmt, Alfred, Sie haben wohl recht. Dann rufen Sie mir ein Taxi.«

Mit *Der letzte Kampf* erfüllte sich der einundvierzigjährige neuseeländische Kinderbuchautor Ross Bolger einen langgehegten Wunsch: Er schrieb einen Roman mit dem über sechzig Jahre alten Golden-Age-Superhelden Batman als Hauptfigur. Das teilweise satirische Werk, das andererseits mit exzessiven Gewaltdarstellungen aufwartet, erschien in Amerika zeitgleich mit der Comicadaption von Frank Miller, die sich innerhalb weniger Monate annähernd fünfhunderttausendmal verkaufte. Zur Zeit arbeitet Ross Bolger an einem Roman über die Superheldin Wonder Woman, die 1941 von dem Psychologen William Moulton Marston erdacht wurde, dem Mit-Erfinder des Lügendetektors.

## Meisterwerke, Vorbilder, Mentoren

Ich weiß nicht, ob es Meister gibt, auf alle Fälle gibt es Meisterwerke. Die »Römische Geschichte« von Theodor Mommsen zum Beispiel. Mommsen hat für sie zu Recht den Literaturnobelpreis erhalten. Die »Römische Geschichte« ist für mich eines der sprachlich schönsten Werke der deutschen Literatur. Ein anderes Meisterwerk ist »Die Traumdeutung« von Sigmund Freud. Der Siegeszug der Psychoanalyse hat auch viel mit Freuds Sprachkraft zu tun. Mich langweilen literarische Traumerzählungen in der Regel, doch »Die Traumdeutung« habe ich verschlungen.

Meisterwerke sind Fixpunkte. Autoren schreiben nicht in den leeren Raum, Autoren müssen sich immer wieder selbst verorten. Meisterwerke bieten Orientierung. Aber für meine alltägliche schriftstellerische Arbeit sind sie relativ unerheblich. Obwohl, etwas sehr Wichtiges habe ich aus Meisterwerken doch gelernt: Auch Meisterwerke können Schwächen und Fehler besitzen. Beispielsweise finde ich den Amerika-Teil in Louis-Ferdinand Célines »Reise ans Ende der Nacht« misslungen, trotzdem ist der Roman für mich ein Meisterwerk. Oder Robert Musils »Der Mann ohne Eigenschaften«: Der Roman franst aus, das ganze Romanvorhaben scheitert, dennoch ist »Der Mann ohne Eigenschaften« in meinen Augen ein Meisterwerk. Aber als Vorbilder taugen diese Meisterwerke nicht. Warum nicht? Weil Vorbildhaftigkeit mit Zeitgenossenschaft zusammenhängt. Ich weiß nicht, wie Mommsen oder Italo Svevo oder James Joyce heute schreiben würden ... Ich weiß auch nicht, ob mir ihre neuen Werke gefallen würden.

Vorbilder habe ich andere. Peter Handke zum Beispiel. Oder Rainald Goetz. Wobei sie weniger Einfluss auf mein Schreiben ausüben, als vielmehr auf meine schrift-

stellerische Haltung. Vorbildlich für mich sind ihre Vielseitigkeit, ihr Eigensinn und ihre Beharrlichkeit. Peter Handke und Rainald Goetz haben mich in dieser Hinsicht stark beeindruckt und beeinflusst.

Auch heutzutage entstehen Meisterwerke. Eckhard Henschelds »Trilogie des laufenden Schwachsinn« halte ich für ein Meisterwerk. Es gibt auch meisterhafte Erzählungen oder Gedichte, auch von jungen Autoren. Ich erfreue mich an diesen Werken, sie sind Ansporn, einige wecken meinen Neid – aber stärkeren Einfluss auf mein Schreiben haben die nicht meisterhaften Texte. Sie lese ich viel genauer. Ich entdecke in ihnen Dinge, die mich stören und ich frage mich, was ich anders gemacht hätte.

In eine Meisterschule bin ich nicht gegangen. Wobei ich durchaus glaube, dass man das literarische Schreiben erlernen kann – ja, ich glaube sogar, dass man als Schriftsteller nie ausgelernt hat. Das macht den Beruf phasenweise zwar unerträglich, es ist aber auch ein starker Antrieb und schützt vor Stagnation.

Am Anfang meines Schreibens habe ich viel imitiert und kopiert, bewusst und unbewusst. Eine lange Zeit habe ich versucht, wie Max Goldt zu schreiben. Das war sehr frustrierend, denn natürlich ist Max Goldt der bessere Max Goldt von uns beiden. Und ob dieses Imitieren tatsächlich hilfreich war, eine eigene Stimme auszubilden, wage ich zu bezweifeln. Es gibt meines Erachtens kürzere Wege zur Erkenntnis.

Einen Meister habe ich nicht gehabt, aber einen Mentor: Michael Rutschky. Ich kenne einige Autoren, die durch die so genannte »Rutschky-Schule« gegangen sind – ich glaube, dieses Wort ist tatsächlich angebracht. Ich habe Michael Rutschkys Bücher bewundert, ihn angeschrieben, damals war ich noch Student. Michael Rutschky wohnte in Berlin, ich im Ruhrgebiet, auf dem Germanistentag 1997 in Bonn haben wir uns das erste Mal getroffen. Ich wollte freier Autor werden, wusste aber nicht

wie, natürlich hatte ich viele berechtigte Ängste. Immer wenn ich später in Berlin war, habe ich mich bei Michael Rutschky gemeldet, und er hat mich zum Bier eingeladen. Über meine Texte haben wir eigentlich nie gesprochen; er hatte einen Aufsatz von mir in seiner Zeitschrift »Der Alltag« veröffentlicht, das reichte mir als Bestätigung. Michael Rutschky hat mich gefördert, in dem er mich weiterempfohl, er hat mich beraten, oft vergeblich, und er hat mir viele Lektüretipps gegeben. Am wichtigsten aber war für mich sein Vertrauen: »Herr Degens, Sie gehen schon ihren Weg.«



*Im armenischen Fernsehen, 2008 (Screenshot).*

### Hier keine Kunst (Auszug)

Ich trat vor die Haustür und ein warmer, wundervoller Frühlingstag schloss mich in die Arme. Die Magnolien und die Zierkirschen in den Vorgärten blühten prachtvoll, ebenso die Wildtulpen und der Rhododendron. Am Straßenrand grünt die Kastanien, und die Sonne funkelte fröhlich am ansonsten restlos blauen Himmel. Ein Gönner hatte ringsherum Aufmerksamkeiten verteilt, rot und gelb und blau leuchtende Geschenke. Kostbare Darreichungen, die meine Augen voller Freude pflückten und in die Kammern meines Herzens schafften. Ich zündete die Zigarre an, die Manni Höttges spendiert hatte, und ließ die ersten beiden Züge tief in meiner Körperflora verschwinden. Die Drosseln flöteten, die Rotkehlchen trillerten, und die Buchfinken jubelten. Herrlich, im Herzen bin ich Rentner!  
Auf der unbefahrenen Straße spielte ein Mädchentrio Seilhüpfen. Vergnügt sprangen und sangen die drei:

Hau Ruck  
Donald Duck  
Micky Maus  
du bist auu

Die lustig in der Mitte hüpfende Elfe im Blumendirndl berührte mit der Fußspitze das Seil, geriet aus dem Gleichgewicht, vertrat sich ... Und fiel wie ein Holzbrett auf den Asphalt. Erschrocken ließen ihre Spielkameradinnen die Seilenden fallen und eilten ihr zu Hilfe. Sie reichten dem Mädchen die Hand und halfen ihr auf. Eine breite Schramme verunstaltete ihr linkes Knie, und helles Blut quoll aus der Wunde ... Doch das Mädchen ließ sich nichts anmerken. Sie lachte, klatschte zweimal laut in die Hände, rief *avanti!* und stürmte zurück in die Mitte:

Teddybär, Teddybär  
dreh dich um

Sogleich nahmen die beiden anderen Mädchen wieder ihre Plätze ein. Sie hoben das Seil auf, griffen die Enden und ließen es im hohen Bogen um das Mädchen kreisen. Freudig und aufgeregt fielen sie in den Gesang mit ein:

Teddybär, Teddybär  
mach dich krumm  
Teddybär, Teddybär  
hüpf auf einem Bein  
Teddybär, Teddybär  
das muss sein

Reizend. Kurz überlegte ich, das Trio zu bitten, mich auf meinem Gang zu begleiten. Wir würden uns an die Hände fassen, einen christlichen Kanon anstimmen und tanzend in die Fußgängerzone einfallen ... Doch nein, schließlich hatte ich eine Aufgabe und ein Ziel vor Augen: Ich wollte Lottokönig werden! Ich hatte schon fast die Lottoannahmestelle am Marktplatz erreicht, als durch die Glastür von Erikas Friseursalon Latte hinausstolz kam und mir direkt in die Arme lief.

– Hey, Alter. Was für ein Zufall. Hab mir grad die Spitzen schneiden lassen. Wie gefällt es dir?

– Sieht gut aus, echt. Und sonst? Alles paletti?

– Klar, Mann. Hab gestern acht Stunden am Stück gefickt. Du rätst nicht wen.

– Ich will es auch gar nicht wissen.

– Alter, du bist so verklemmt, das ist dein Problem. Ey, was rauchst du denn da für ne Priemel?

– Hat mir der alte Höttges geschenkt. Zum Geburtstag. Ich bin heute dreiunddreißig geworden.

– Im Ernst? Siehst älter aus. Komm, ich lad dich auf nen Kaffee ein. In mein neues Stammcafé. Hier lang.

– Wo willst du denn hin?

– Na, in die Wullie.

Tatsächlich lotste mich Latte geradewegs in die Woolworth. Vor dem Geschäft verabschiedete ich mich von meiner Zigarre, dann betraten wir die heiligen Hallen. Mit der Rolltreppe führen wir in die erste Etage, hier waren die Haushaltswaren- und Bekleidungsabteilung angesiedelt. Noch nie zuvor hatte ich einen Fuß in dieses Stockwerk gesetzt. Latte steuerte in die Ecke mit den Umkleidekabinen. *Ta ta*, da stand er! Erhaben und unerschütterlich. Ein dunkelbrauner, mannshoher Getränkeautomat für Selbstbediener. Genauso ein Leuchtturm bewacht auch die Kopiergeräte in der Stadtbibliothek.

– Alter, was darf es sein? Kaffee? Schokolade? Zitronentee? Mocca? Oder vielleicht eine Tomatensuppe?

– Einen Kaffee, bitte.

– Mit Milch? Zucker? Extra viel Milch?

– Einfach nur schwarz.

– Krass, Alter. Ach, hast du vielleicht ein bisschen Kleingeld? Der hier nimmt keine Scheine.

– Sicher.

Ich gab ihm zwei Markstücke und erhielt dafür im Gegenzug einen bis obenhin gefüllten Plastikbecher mit einer heißen, trüben Flüssigkeit.

– Das heißt jetzt coffee to go, Kaffee zum Wegrennen. Auf dich, Alter! Herzlichen Glühstrumpf! Hau rein, auf ex!

Vorsichtig stießen wir die Behälter gegeneinander. Ich nippte kurz am Becher und verbrühte mir sogleich die Zunge.

– Danke. Wow, das ist ein echt ausgefallener Ort für einen Kaffeeautomaten. Wie hast du den denn gefunden?

– Schau dich doch mal um.

Ich ließ meine Blicke wandern ... Und meine Augen weiteten sich. Hui, meine Kehle wurde trocken. Ich musste

tief Luft holen, das Blut floss rascher. Latte und ich standen direkt in der Damenunterwäscheabteilung. Schwarze Strapse, weiße Strapse, rote Strapse ... Vor uns, hinter uns, links und rechts: Spitzen und Litzen in allen erdenklichen Farben und Formen. Die Angestellte hinter der Registrierkasse schien uns gar nicht zu beachten. Latte prostete ihr mit dem Plastikbecher und einem unerschämten Lächeln zu. Ich drehte mich um, weg, und starrte auf die weißgetünchte Wand. Am liebsten wäre ich in meine Einzelteile zerfallen und durch den Lüftungsschacht verschwunden.

– Komm, lass uns gehen.

– Spinnst du, Alter! Entspann dich. Du hast schließlich Geburtstag. Genieß einfach dein Leben. Sei frei. Und jetzt suchen wir in Ruhe was Hübsches für die Katja aus. Latte marschierte zu dem Sondertisch mit den heruntergesetzten Slips. Jedes Höschen prüfte Latte Faser für Faser. Er zog es am Bund so weit es ging auseinander und ließ es dann mit einem Zungenschnalzen zusammenschnellen.

– Alter, wer die mal tragen wird? Vielleicht ja deine Mutter. Die ist doch auch öfters in der Wullie.

Da hatte Latte recht. Um nicht aufzufallen, trat ich zu der zweiten Angebotsfläche und hob mit spitzen Fingern das ein oder andere Wäschestück aus Baumwolle, Polyamid und Elasthan in die Höhe. Die Auswahl war wirklich beachtlich. Ich bestaunte halterlose Strümpfe aus Grobnetz mit Abschlüssen aus Blüten Spitze, wunderte mich über eine Cord-Corsage mit durchgängigem Reißverschluss und begutachtete einen Straps Gürtel mit mehrfarbigen Stickereien und dem dazugehörigen String mit blickdicht verstärktem Höschenteil. Durch meine Hände wanderten Stringtangas aus Satin ... Nylons mit Lack-Abschlüssen ... Negligés mit besticktem, tiefausgeschnittenem Dekolleté und Spaghettiträgern.

– Das sind doch wohl Maschen zum Vernaschen. Oder hab ich recht? Alter, ich persönlich steh ja voll auf Lochoptik und offenen Schritt.

Mein Augenmerk richtete sich inzwischen auf die Büstenhalter und Bustiers. Es gab ja so viele verschiedene Modelle. Mit Träger, ohne Träger oder mit abnehmbaren Trägern ... Gekreuzt, transparent, mit Häkchenverschluss vorne, im Rücken oder an der Seite. Einige Körbchen waren gepolstert und mit Tüll unterlegt, andere besaßen Spitzenumrandungen, angedeutete Schnürungen und einen Rüschensaum und waren mit Volantverzierungen und Schleifenbändern versehen. Das Schöne ließ durch den Anschein etwas Gutes erwarten. Ich dachte an Katja und entschied, einen Teil meines sauer verdienten Geldes hier und jetzt in ein süßes Darunter und sündiges Nichts für die Abwesende anzulegen.

– Eng geschnürt ist halb verführt, Alter! Jetzt machen wir mal Butter bei die Fische.

Latte schwenkte ein hautfarbenedes Korsett in der Luft und beorderte mich zu der Kleiderstange mit den Dessouskleidern, Strapshemden und Stringbodies. Eine Dame, die am Anfang unserer Straße wohnt und deren Enkel mein altes Gymnasium besucht, grüßte von weitem aus der Ecke mit den bodenlangen Nachthemden. Ich lächelte verlegen zurück. Latte sah es und wurde unwirsch.

– Hey, bei Frauen und Drogen kenne ich keine Freunde. Merk dir das. Das hier ist mein Jagdrevier. Verstanden? Also, was hältst du hiervon?

Latte präsentierte mir einen langärmligen Catsuit aus schwarzem Lack mit glitzernden Lurexfäden, Fußbestiegen und Klettverschluss. Vollelastisch, vorne wie hinten tragbar, *o lala*. Mir wurde schwindelig, ich hatte plötzlich Pudding in den Knien und hörte Fischer-Chöre singen.

– Alter, das ist genau das Richtige für die Katja. Gibt es auch in Flieder.

– Hm, weiß nicht.

Blindlings langte ich in die Auswahl und erwischte einen blau schimmernden, mit Strasssteinen besetzten Kaftan mit Satinbordüre, großem Halsausschnitt und einer kleinen Schließe im Nacken. Ein elegantes Gewand, das vollständig einhüllt und trotzdem alles zeigt. Sehr feminin.

– Das Teil kauf ich.

– Nicht grade figurbetont. Alter, bist du sicher?

– Wie die Bank von England.

– Der Schleier kostet aber sechzig Schleifen.

– Das ist mir Katja wert, jeden einzelnen Groschen.

– Du musst es wissen.

Ich lief zur Kasse und bezahlte. Latte behauptete später, dass ich, als ich der Kassiererin mein Geld gab, hörbar geschmatzt hätte. So ein Blödsinn.

Wir verließen die Woolworth und draußen empfand ich sogleich den Wunsch, mein erhitztes Gemüt mit einem frisch gezapften Pils zu kühlen. Es war noch keine zwölf, und bis zum nächsten Tagesordnungspunkt verblieben mir einige Stunden. Ich lud Latte in das Irish Pub zwischen der Wäschemangel und dem FDP-Büro ein, und natürlich hatte Latte gegen den Vorschlag nichts einzuwenden. Eine Viertelstunde später erhoben wir die Gläser auf mein Wohl und stießen zum zweiten Mal an diesem Tag miteinander an.

## Die SUKULTUR Jahre

Unser »Faust« hieß »Der Knubbel«. Es war eine sechzehnseitige Erzählung über mein Überbein. Ich hatte die Erzählung geschrieben, Torsten hatte das Heft gestaltet, gesetzt und geheftet. Äußerlich erinnerte das erste »Schöner Lesen«-Heft an die »Universal-Bibliothek« aus dem Reclam Verlag: Das gleiche Format, der gelbe Karton, ein ähnlicher Schrifttyp. Am Anfang verwendeten wir auch noch ein Preispunktesystem und den schwarzen Balken auf dem Umschlag. Unsere Hefte waren nur dünner und schlechter gedruckt.

Torsten und ich waren arm wie die Kirchenmäuse. Die Veröffentlichung eines Lesehefts scheiterte manchmal an fünfzig Mark – so hoch waren die Herstellungskosten. Bevor Torsten und ich die Leseheftreihe ins Leben riefen, hatten wir bereits an einem anderen Heft im DIN A6-Format zusammengearbeitet, ein wildes Punkfanzine namens »Sex und Kotze«, das wir »trotz Kosten kostenlos« verteilten. In mühsamer Handarbeit hatte Torsten zwei Aufsteller für die Hefte gebastelt, einer stand in dem Berliner Comicshop »Grober Unfug«, den anderen hatte Torsten mir geschickt, damit ich ihn an einem würdigen Ort im Ruhrgebiet platzierte. Ich wählte den Comicshop in der Bochumer Innenstadt aus und erkundigte mich dort, ob sie das Display aufstellen und unsere Hefte gratis an Interessierte verteilen wollten. Na klar, antwortete mir ein Angestellter. Ich übergab ihm den Aufsteller und einen Stapel Hefte und ging.

Einen Monat später kam ich wieder, das Display mit den Heften war nicht zu sehen. Der Besitzer sagte, dass er die Hefte, *na ja*, sehr zweifelhaft fand und sie nicht verteilen wolle. Ach schade, antwortete ich und bat ihn, mir die Hefte und den Aufsteller zurückzugeben. Das sei irgendwo hinten im Lager, erklärte er mir, vielleicht habe er alles auch schon weggeschmissen. Ich war sauer und enttäuscht, und jedes Mal, wenn ich in Zukunft an dem Laden vorbei ging, ergriff mich die Wut aufs Neue.

Sie verflog erst, als ich eines vormittags an dem Laden vorbeischlenderte und an der noch geschlossenen Comicshop-Tür eine Nachricht von UPS entdeckte: Da man niemanden angetroffen habe, wurde das Paket nebenan im Reisebüro abgegeben. Mit der Benachrichtigung in der Hand lief ich ins Reisebüro und sagte, dass ich gekommen sei, um das Paket für den Comic-Shop abzuholen. Man händigte mir das Paket aus, es war riesengroß, aber verhältnismäßig leicht, ich lief sogleich zu einem Taxistand und schaffte es mit pochendem Herzen in mein Studentenwohnheimzimmer. Als ich es auspackte, empfand ich Befremden: Das Paket war voller Grusel-Gummimasken und Horror-T-Shirts mit Splatter-Plastikapplikationen, etwa blutverschmierten Gummiäxten. Torsten erklärte mir, dass das Zeug zur Zeit sehr gefragt sei und ich es ihm schicken solle – Torsten arbeitete damals in einem Second-Hand-Laden und wollte die Klamotten unter der Hand verkaufen. Ich schickte ihm das Paket und tatsächlich wurde er alle Teile los, für horrenden Preise. Es war das erste Mal, dass wir mit einem Heft Gewinn erzielten – und für viele Jahre auch das letzte Mal.

Unser Drucker stammte angeblich aus einer jüdischen Druckerdynastie. Er vervielfältigte die Schülerzeitung meiner späteren Ehefrau und teilte seine nach dem »Haufenprinzip« angeordnete Wohnung in Berlin-Schöneberg mit einem Risographen, der allein schon ein ganzes Zimmer für sich beanspruchte. Trotzdem war die Druckqualität miserabel.

Unser Drucker liebte Wortspiele, »Fair-lag« und »Ökonomie«, er veröffentlichte Zeitschriften wie »Liebendig« und betrieb eine Partneragentur – in meinen Augen allein zu dem Zweck, um selbst eine Freundin zu finden. Die gemeinsamen Wege trennten sich, als er mit einem Aktienpaket von Samsung, dem »Siemens von Asien«, ein kleines Vermögen machte und sich im Ostdeutschen ein Häuschen kaufte und dorthin verzog. Auf seiner Internetseite bezeichnet er sich heute als »Thinker« und philosophiert über das Vaterglück.

1996 veröffentlichten wir die ersten beiden, im nächsten Jahr drei »Schöner Lesen«-Hefte, kühne Lyrik und seltsame Prosa. *Warze mal! Die Micky Maus-Maschine metzelt wieder! Wenn andere achen, kann ich nur anzen!* Den Verlag taufte wir »SuKuLTuR«. Unsere Hefte hatten keine ISBN-Nummern, man konnte sie per Post bei uns bestellen, für ein Heft verlangten wir zwei Mark. Die Bearbeitung einer Bestellung konnte allerdings mehrere Monate in Anspruch nehmen ... Geld war uns nicht so wichtig.

Dann erlagen wir dem Lockruf des Internets. Im Sommer 2000 gründeten wir gemeinsam mit Frank, einem alten Schulfreund von mir, das Online-Kulturmagazin [satt.org](http://satt.org), zu dritt kümmerten wir uns fortan auch um die Verlagsgeschicke. Dank Frank waren wir nun motorisiert, hätten zwei Steuererklärungen ausfüllen müssen und fanden unsere Lesehefte plötzlich in Süßwarenautomaten wieder.

Es war eine typische Schnapsidee gewesen: Frank war nach Berlin-Neukölln umgezogen und wohnte seit kurzem über einer Firma, die in Automaten Waren vertrieb, hauptsächlich Zigaretten, aber auch Süßigkeiten. Man könnte doch auch unsere »Schöner Lesen«-Hefte in den Automaten vertreiben, meinte Frank, die Hefte seien schließlich klein und billig genug. In einer bierseligen Runde in Franks Küche vereinbarten wir mit dem Vertriebsleiter der Firma einen Feldversuch und wenige Wochen später wurden die ersten Berliner Vending-Automaten mit »Schöner Lesen«-Heften ausgestattet. Neben Weingummi, Schokoriegel, Marmorkuchen und anderem Naschwerk konnte man in diesen Automaten nun auch unsere Lesehefte erwerben – für einen Euro.

Die Automaten standen an bizarren Orten, in Jugendhostels, in einer Kaserne und auf einer Fähre. Wir hatten eine Pressemeldung verschickt und landauf, landab erschienen Artikel über die Literatur aus dem Automaten, in der Boulevardpresse ebenso wie im Feuilleton, Bild-Zeitung und NZZ. Nicht nur das Echo in der Presse war gewaltig, auch die Umsatzzahlen. In knapp drei Monaten hatten wir mehr Hefte verkauft als in

den acht Jahren zuvor – über dreihundert Stück! Einer der allerersten Leseheft-Bezieher war der Reclam Verlag aus Ditzingen. Als die Pressewelle wegen der Automatengeschichte hochschlug, bekamen wir von der Rechtsabteilung ein Einschreiben. Mit zitternden Händen öffneten wir den Umschlag. *Betreff: Verstoß gegen das Markengesetz*. Man wies uns auf die ähnelnde Ausstattung und Anmutung unserer Hefte hin, die Rede war von der Einleitung juristischer Schritte und von Schadenersatz.

Eilig nahmen wir einige Veränderungen an der Gestaltung unserer Hefte vor, entfernten die Preispunkte und den schwarzen Balken, und schickten die neu gestalteten Lesehefte nach Ditzingen. Wenige Tage später erhielten wir die Antwort: Nun bestehe keine Gefahr mehr, dass unsere Hefte mit denen von Reclam verwechselt werden könnten, so stand es schwarz auf weiß, KEINE GEFAHR MEHR, wir mochten unseren Augen kaum trauen, unser Jubelgeschrei war bestimmt bis nach Baden-Württemberg zu hören.

Der Reclam Verlag hätte unserem Unternehmen den Garau machen können, doch das Ende kam unerwartet aus einer anderen Richtung: Im Frühjahr trennte sich unsere Vertriebsfirma überraschend von ihren Süßwarenautomaten, um sich in Zukunft vollständig auf das Verderben bringende Zigarettengeschäft zu konzentrieren. Wir aber hatten Blut geleckt, wollten unser Heil weiterhin in der Vending-Branche suchen und hielten nach neuen Automatenaufstellern Ausschau. Eine Firma unterhielt in Berlin an fast allen S- und U-Bahnstationen Vending-Automaten – wir baten um einen Gesprächstermin und bekamen ihn auch.

An einem frühen Morgen trafen Frank und ich in einem kleinen Büro in einer Industriehalle in Berlin-Reinickendorf den Junior- und den Senior-Chef der Firma. Frank stellte sich als Geschäftsführer vor, mich als Programmleiter, wir beide waren furchtbar aufgeregt. Mir oblag die Aufgabe, unser Produkt vorzustellen, seit Tagen hatte ich mir die Worte im Kopf zurechtgelegt.

»Sie kennen ja sicherlich die kleinen, gelben Hefte von Reclam?«, sagte ich lächelnd.

Beide schüttelten den Kopf, der Junior- ebenso wie der Senior-Chef. Mit dieser Antwort hatte ich nicht gerechnet.

»Äh äh äh.« Der Einstieg war misslungen, mein Konzept dahin. Ich holte weit aus und dozierte umständlich von junger deutscher Literatur, nicht Grass, nicht Walser, sondern Punk und Trash, Alltagsliteratur und Science-Fiction, seltsame, sprachverliebte Lyrik. Hel, Bdolf, Dietmar Dath. Auf 16 bis 24 Seiten DIN A6.

Während ich redete, schauten mich die Chefs regungslos an. Nach zehn Minuten versiegte mein Redefluss, in der Luft lag eine bedrohliche Stille. Der Juniorchef brach das Schweigen.

»Und der EK?«

Ich wusste nicht, was er meinte – dabei hatte ich studiert. Aber offenkundig das Falsche. Frank sprang mir zur Seite.

»Sie rechnen mit hundert Prozent?«, fragte er zurück.

Der Junior- und der Senior-Chef nickten.

»Also fünfzig.«

Dieser Dialog erschien mir vollkommen unwirklich. Erst später habe ich erfahren, dass »EK« für Einkaufspreis steht.

Skeptisch blätterten der Junior- und der Senior-Chef in unseren Leseheften. Sie glaubten nicht, dass der Automatenvertrieb unserer Hefte erfolgreich sein würde – aber wollten sich gern eines Besseren belehren lassen. Schließlich waren sie Geschäftsmänner: Ob sie nun Weingummi, Literatur, Batterien oder Luft verkauften, war ihnen herzlich egal, Hauptsache, die Spiralen drehten sich.

Wir stellten der Firma eine Auswahl mit Leseheften zur Verfügung, die sie in ihrem erfolgreichsten Automaten in Berlin vier Wochen lang testen lassen wollten ... Ausgerechnet in Wedding, dachten wir ängstlich. Doch unsere Befürchtungen waren unbegründet: Bis heute ist der Automat am S-Bahnhof Gesundbrunnen unser erfolgreichster Verkaufsstandort.

Nachdem unsere Hefte an S- und U-Bahnhöfen verkauft wurden, nahm das Presseecho fast schon beängstigende Ausmaße

an. Frank gab mitunter drei Interviews täglich. Für Zeitungen und Zeitschriften, für das Radio und das Fernsehen. Stern, Spex, Max und Maxi. TV Berlin, RBB, Taff und die RTL2 News. Auch das ZDF drehte einen Beitrag: Zwei Stunden lang fuhr Frank die Rolltreppe am S-Bahnhof Gesundbrunnen hoch und runter, am Ende wurde keine der entstandenen Aufnahmen verwendet. Nach den Dreharbeiten nahm der Produzent Frank beiseite und raunte leise: »Ich weiß übrigens, was SuKuLTuR bedeutet.«

In dieser Zeit erfuhren wir viel über die Arbeitsweise von Journalisten. Wie ein Ahnenforscher konnten wir Stammbäume von verwandten und abgeschriebenen Artikeln erstellen. In einem Artikel wurde Franks Nachname falsch geschrieben – der falsche Name erzeugt noch heute über vierzig Google-Treffer.

Auf den Automatenverkauf hatte die gute Presse kaum Auswirkungen, sie war aber hilfreich für die Autorenrekrutierung. Letzten Sommer fand ich endlich Gelegenheit, teilweise vier Jahre alte, unverlangt eingesandte Manuskripte abzulehnen. Eine verschmähte Autorin bot mir daraufhin in einem Brief 500 Euro für die Veröffentlichung ihrer Gedichte an. Ursprünglich wollte sie sogar 1.000 Euro zahlen, doch bevor sie den Brief abschickte, hatte sie es sich noch einmal anders überlegt und die Zahl handschriftlich halbiert.

Auch außerhalb von Berlin bemühten wir uns um den Automatenvertrieb unserer Hefte. Das Bundesgebiet teilen sich einige wenige Aufsteller, bei zweien waren wir abgeblitzt, doch der größte hatte angebissen, sein Einflussgebiet reichte von Hamburg bis Köln. Nach hartnäckigem Telefonterror war es uns gelungen, einen Termin beim Firmenchef höchstpersönlich zu ergattern. An einem frühen Märzorgen setzten sich Frank und ich ins Auto und brausten mit leeren Magen zum knapp 440 Kilometer entfernten Firmensitz ... Alles wäre glattgegangen, wenn es bei Helmstedt keine Vollsperrung der A2 gegeben hätte.

Anderthalb Stunden zu spät erreichten wir den mehrstöckigen Neubau in einem Industriegebiet im Tecklenburger Land.

Trotz unserer Verspätung wurden wir freundlich empfangen und in das Büro des Unternehmers geführt. Es war ein riesiger, wie ein Wohnzimmer eingerichteter Raum, in der linken Ecke stand ein großer Schreibtisch, hinter dem der Firmengründer saß, eine Zigarre paffend.

Unverzüglich nach der Begrüßung überschüttete er uns mit seinen Kommentaren zur aktuellen Bild-Zeitung. Rentenerhöhung, Arbeitslosenzahlen, das Nackedei auf Seite drei. Frank und ich waren total unterzuckert und zappelten ausgelassen auf unseren Stühlen. Die Sekretärin versorgte uns mit Kaffee und Kakao, stilecht aus dem Automaten, und der Unternehmer erzählte uns seine Erfolgsgeschichte. Von Haus aus sei er eigentlich Volljurist, mit einem Garagenverkauf in den sechziger Jahren habe alles angefangen, heute sei er ein gemachter Mann. Keine Frage, wir hatten es hier mit einer Unternehmerpersönlichkeit alten Schlags zu tun, hart gegen sich und andere.

»Also Bundeskanzler, den Job möchte ich nicht machen«, gestand uns der Unternehmer in einem nachdenklichen Moment. »Was verdient denn so ein Bundeskanzler?«

Es war wie eine Audienz bei Dagobert Duck.

»Hört ihr das?«, fragte er uns und zeigte auf den Fußboden.

»Das ist mein Lieblingsgeräusch, das höre ich den ganzen Tag. Da werden gerade die Münzen aus meinen Automaten gezählt.«

Der Unternehmer hatte sich auch Gedanken darüber gemacht, wie man die Attraktivität unserer Hefte erhöhen könne und empfahl uns, die Lebenserinnerungen von Prominenten zu veröffentlichen. Die seien doch alle ganz geil auf Publicity, man müsse einfach nur die richtigen Leute ansprechen, zum Beispiel diesen Schauspieler aus München, der ohne Haare und mit der jungen Frau, nicht Uwe Ochsenknecht, der andere ... Ah ja, nickten wir und versprachen, nach unserer Rückkehr sogleich mit Heiner Lauterbach Kontakt aufzunehmen.

Als zweites riet der Unternehmer, ein Gewinnspiel ins Leben zu rufen, er würde dafür auch an seinen Automaten Aufkleber anbringen. Dieser Vorschlag mündete in unserer »Sammelschnippsaktion«: Für zehn eingesendete Sammelmarken, die sich in unseren Leseheften befinden, versprechen wir ein exklusives, streng limitiertes Leseheft gratis. Erst nachdem Hunderte von Sammelschnipps bei uns eingegangen waren, haben wir dieses Leseheft dann auch tatsächlich produziert.

Zum Schluss überreichten wir unsere Präsente, die neuen Lesehefte und einen Kaffeepott mit dem Foto eines Leseheftautomaten. Im Gegenzug kaufte der Unternehmer uns eintausend Lesehefte aus unserem Kofferraum ab, schenkte uns einen Satz Weihnachtskaffeetassen und einen Korb mit obskuren Süßigkeiten aus den Benelux-Ländern, Proben von Süßwaren, die auf den deutschen Vending-Automatenmarkt drängten und die wir sogleich testeten. Trotz Bauchweh heiter traten wir die Rückfahrt an.

Um noch weitere Automatenaufsteller auf unser literarisches Füllprodukt aufmerksam zu machen, tummelten wir uns ein paar Monate später auf der Eu'Vend in Köln, der internationalen Fachmesse der Vending-Automatenwirtschaft. In Zusammenarbeit mit zwei Automatenherstellern gestalteten wir im Vorfeld der Messe eine Sonderheftedition, die während der Messezeit in den Automaten kostenlos angeboten wurde. Außerdem hatten wir von einer Kunstmäzenin aus Sylt den Auftrag erhalten, einen Vending-Automaten zu kaufen, der vor ihrem »kunst:raum« im Freien aufgestellt und mit Leseheften gefüllt werden sollte ... Dieses Unterfangen erwies sich als recht kompliziert, denn die wetter- und rostanfälligen Automaten sollten der salzigen Meerluft trotzen.

Frank und ich reisten einen Tag vor Messebeginn an, wir kamen bei einem alten Freund unter, es wurde ein feucht-fröhliches Wiedersehen bis zum frühen Morgen. Drei Stunden später saß ich verkatert am Frühstückstisch und ekelte mich vor den Croissants. Dann geisterten wir zur Eu'Vend. Als ers-

tes besuchten wir den »Wurlitzer«-Stand und gaben uns einem hemdsärmeligen Firmenvertreter als die Verleger der kleinen, gelben Hefte, die in Süßwarenautomaten vertrieben werden, zu erkennen.

»Gibt's nicht«, antwortete er.

Doch, doch, erklärten wir und zeigten auf den Automaten in seinem Rücken, der voll mit unseren Heften war. Als nächstes sprachen wir den Vertreter auf den Automaten für den »kunst:raum Sylt« an.

Er schüttelte den Kopf, wusste aber eine Alternative für uns und führte uns zu einer Zeitungsbox, wie sie häufig am Straßenrand stehen.

Nein, nein, erklärten wir, das sei gewiss nicht im Interesse der Mäzenin, außerdem seien unsere Hefte viel zu klein für so einen Kasten. Dann sollten wir doch einfach das Format der Hefte ändern, empfahl er uns.

Unsere nächsten Treffen waren zum Glück erfreulicher, wir fanden einen geeigneten Automaten und unterhielten uns lange mit dem Geschäftsführer des Bundesverbands der Deutschen Vending-Automatenwirtschaft, der uns zum Abschied ein hübsches Automaten-Quartett schenkte. Anschließend hatten wir viel Zeit, über die Eu'Vend zu bummeln. Mein Herz schlug wie wild, denn an jedem zweiten Stand mussten wir einen Automatenkaffee probieren. Da die Messe eigentlich nur aus zwei Reihen bestand, konnten wir die Marktwirtschaft im Miniaturformat studieren.

Alle Aussteller, oft Vater und Sohn, waren hoch spezialisiert und boten meist nur ein einziges Produkt an, etwa Metallspiralen für Vending-Automaten oder eine Art Hydraulik-Sackkarre, mit der man die schweren und mannshohen Automaten scheinbar mühelos sogar über Treppen hinweg bewegen konnte. Wir waren wirklich verblüfft, womit man alles Frau und Kind ernähren kann. Noch verblüffter waren wir allerdings, als wir eine Reihe weiter dann die Aussteller entdeckten, die ebenfalls nur ein Produkt anboten – und dazu auch

noch das gleiche! Etwa Plastikspiralen für Vending-Automaten oder eine Art Hydraulik-Sackkarre, mit der man die schweren und mannshohen Automaten scheinbar mühelos sogar über Treppen hinweg bewegen konnte ... Alles nur schlechter produziert, dafür aber auch preiswerter. *Es gibt immer zwei*, diese Erkenntnis nahmen wir mit von der Eu'Vend.

Auch unsere Marktnische ist heiß umkämpft. In den Berliner Automaten konkurrieren wir derzeit mit einem kleinen Sudoku-Heft, das für einen Euro mitsamt Kugelschreiber vertrieben wird. Und wenige Tage nach der ersten großen Pressewelle bot uns ein Verlag aus Reinbek seine 1-Euro-Buchreihe zum Automatenvertrieb an – ausgerechnet uns!

Kurios war auch die Anfrage eines russischen Wirtschaftsbuchverlages, der in einem englischsprachigen Artikel von unserer Vertriebsidee gelesen und daraufhin zwei eigene Vending-Automaten gekauft und in Betrieb genommen hatte. Der Verleger wollte von uns nun wissen, wie man das Geld aus den Automaten bekommt, außerdem hatte er damit zu kämpfen, dass die schweren, dicken Hardcover-Bände oft im Automaten hängen blieben. Wir konnten uns die Szene nur zu gut ausmalen: Man steht am Flughafen, sieht den Bücherautomaten, verspürt den Wunsch, ein Wirtschaftsbuch zu kaufen, versenkt hunderte Rubel in den Automaten, die Spirale dreht sich, das Buch fällt – und bleibt auf halber Höhe an der Glasscheibe kleben.

Jeden Monat geben wir ein neues Leseheft heraus, bislang sind 87 verschiedene Titel erschienen. Reich sind wir damit noch nicht geworden, unser Tatendrang speist sich aus anderen Quellen. Etwa aus der Nominierung für den »Vending-Star 2007«, den Innovationspreis des Bundesverbands der Deutschen Vending-Automatenwirtschaft, in der Kategorie »Produkte zur Abgabe bzw. zur Zubereitung in Automaten«. Frank reiste extra zur Preisverleihung nach Köln, doch wir mussten uns an diesem Abend den »Hipp«-Gläschen zuckerfreie »Biofrüchte« und »Bio Frucht und Joghurt« geschlagen geben. Schade, denn gern hätte Frank den ersten Satz seiner

Dankesrede vorgetragen: »Heute ist ein großer Tag für die Literatur – und ein kleiner Tag für die Vending-Automatenbranche.«



*Selbstporträt für die Volltext-Kolumne »Unsere Popmoderne«, 2009.*

## Wremen am Ende

Windgebeugte Bäume  
Wie geföhnt  
Eine Landschaft voller Komplexe  
Die Füße am Boden festgenagelt  
Ein Vogel meckert dünn  
Völlig unerwartet ist wieder ein Montag angebrochen  
Ohne Internet würde ich kaputtgehen

## In der Lärmanstalt

Anders als bei unserem Freiluftkonzert machten wir diesmal richtig Werbung. Wir hingen Plakate auf und sagten in der Schule allen Bescheid, sogar den Lehrern. Yannick hatte im Internet eine Veranstaltungsseite eingerichtet, auf der sich schon vierundzwanzig Gäste angekündigt hatten, darunter uns völlig unbekannte Namen.

Am Tag des Auftritts sammelte uns Lloyd am Nachmittag ein. Nino, René, als letztes mich. Ich musste mich hinten in den leeren Laderaum setzen und konnte mich nirgendwo festhalten, fand die holprige Fahrt aber total lustig, besonders das Rutschen in den Kurven.

Am Müll-Tower begannen wir sofort mit dem Einladen. René und ich schleppten die Instrumente zum Auto, die Lloyd hinten verteilte. Nino stand am Wagen und rauchte, dann musste sie pinkeln und hockte sich ins Gebüsch.

»Scheiße«, schrie sie plötzlich und hüpfte aus dem Dickicht. »Da ist grad was in den Turm gerannt.«

»Was denn?«, sagte ich und eilte zu ihr.

»Ein Eichhörnchen«, antwortete sie und zeigte wie erstarrt auf die Eingangstür.

René lachte.

»Die tun doch nichts«, meinte er und hob mit Lloyd den Marshall-Verstärker in den Wagen.

»Doch«, sagte Nino. »Die sind schlimmer als Ratten.«

»Wieso?«, fragte ich.

»Die fressen Kabel auf«, antwortete sie. »Außerdem übertragen sie Aids.«

Ich glaubte beides nicht, doch es machte keinen Sinn, mit Nino darüber zu diskutieren. Wenn sie von etwas überzeugt war, konnte sie nichts davon abbringen.

»Ich guck mal nach«, sagte ich und betrat den Turm.

Nino folgte mir vorsichtig. Einer der drei Scheinwerfer

war kaputt und der halbe Turm lag im Dunkeln. Obwohl wir unsere Instrumente und Verstärker rausgeschafft hatten, wirkte der Raum voller als sonst. Das Eichhörnchen musste sich gar nicht verstecken. Wenn es nicht zufällig auf einem der Sofas saß, konnte man es unmöglich finden.

Als René und Lloyd nach dem Einräumen zu uns kamen, gaben wir die Suche auf. Wir setzten uns, teilten uns zu viert drei Biere und rauchten um die Wette. Auf keinen Fall wollten wir schon vor dem Soundcheck betrunken sein. Nino saß neben mir und schaute sich immer wieder unruhig um.

»Es ist immer noch hier drin«, meinte sie. »Ich spüre das.«

Wir fuhren etwas früher los, um uns an der Tankstelle mit Blättchen, Zigaretten und Tabak einzudecken. Am Bla hielt Lloyd auf dem Fußweg vor der Autoverglasung und die drei stiegen aus. Nino öffnete die Tür zum Laderaum und ich krabbelte heraus. Der Wagen stand halb auf der Straße und blockierte nicht nur den Bürgersteig, sondern auch den Fahrradstreifen.

»Warum fährst du da nicht rein?«, fragte ich Lloyd und zeigte auf die freien Parkplätze in der Nebenstraße.

Er schüttelte den Kopf.

»Unmöglich«, antwortete Lloyd. »Das ist ein Labyrinth. Da sind nur Baustellen und Sackgassen, da komme ich nie mehr raus.«

René ging über die Straße. Die Tür des Bla war verschlossen. Er klopfte, aus dem Innern hörte man leise Musik. René klopfte fester. Schließlich öffnete sich die Tür und unser Mischer begrüßte René und Nino mit Handschlag. Lloyd und ich winkten, liefen zum Auto und begannen mit dem Ausladen.

Der Aufbau war schwieriger als gedacht. Die Bühne war groß, aber seltsam geschnitten. Wir mussten das Schlagzeug in der Mitte aufstellen. René stand links davor,

Nino und ich rechts, hintereinander. Ich ließ Nino den Vortritt, weil ich wusste, dass Yannick zum Konzert kommen und den Auftritt filmen wollte.

Lloyd wurde immer unruhiger und wollte den Soundcheck so schnell wie möglich beenden. Er hatte Hunger, außerdem musste er das Auto wegfahren. Gegenüber vom Bla war ein Altenheim und immer wieder sahen wir durch das Fenster Greise am Wagen stehen und sich aufregen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Polizei kam.

Nach dem Soundcheck verließ unser Mischer mit uns das Bla. Er schloss die Tür ab und ging noch einmal nach Hause. René zeigte auf den Imbiss nebenan.

»Da gibt es die besten Burger der Welt«, sagte er. »Und die beste Musik.«

»Kriegt man da auch Vegetarisches?«, fragte Nino.

»Burger ohne Fleisch«, rief ich entsetzt. »Das ist ja total witzlos. Wie Schwimmen ohne Wasser.«

Nino verdrehte die Augen. Lloyd ging über die Straße und zog den Autoschlüssel aus der Tasche.

»Wir fahren jetzt den Wagen weg und gehen danach zu McDonald's«, sagte er und beendete die Diskussion. »Da findet jeder etwas.«

Bis zum Auftritt blieben uns noch knapp drei Stunden. Wir liefen zum Auto und Lloyd öffnete die Tür zum Laderaum. Ich kletterte hinein und hockte mich hin. Lloyd, René und Nino stiegen vorne ein, dann führen wir los. Im Vorbeifahren sah ich einen alten Friedhof, das Kulturzentrum und ein Schwimmbad. Wir waren Ewigkeiten unterwegs und führen in Zeitlupe.

Als wir endlich ankamen, waren alle Parkplätze in der Straße belegt. Durch die Blechwand hörte ich Lloyd und René streiten. Schließlich setzte Lloyd den Wagen zurück, bog links ab und sauste mit Tempo in falscher Richtung durch die Einbahnstraße. Er fuhr rechts auf die

Hauptstraße und dann in das Parkhaus an der Tankstelle. Auf dem ersten freien Platz stellte er das Auto ab. Ich war froh, als ich endlich aus dem Wagen steigen konnte, streckte mich und schüttelte die Beine. Grinsend zeigte René auf das Frauenparkplatz-Schild an der Wand.

»Zum Glück haben wir Nino dabei«, sagte er.

Sie lief vor und zündete sich im Gehen eine Zigarette an.

»Hier ist Rauchverbot«, rief Lloyd ihr hinterher. »Außerdem müssen wir da lang.«

Sie blieb stehen und drehte sich um. Lloyd zeigte in die entgegengesetzte Richtung. Nino sah mich fragend an.

»Dahinten lauern doch die Zwerge von Sankt Cassius«, klärte ich sie auf.

»Lloyds Erzfeinde«, grinste René.

Nino schüttelte den Kopf. Sie drückte ihre Zigarette an dem Pfeiler neben der Zapfsäule aus und steckte sie zurück in die Schachtel. Ich ging in den Tankstellen-Shop und kaufte für jeden von uns eine Dose Bier. Vor den Garagen hinter dem Parkhaus tranken wir sie aus. Dann liefen wir weiter.

»Wie wäre es denn mit asiatisch?«, fragte ich, als wir bei Dingdong vorbeikamen und schaute in den Laden.

»Ihh«, meinte René zu mir. »Willst du wirklich Schwanz essen?«

»Wieso denn Schwanz?«, sagte ich.

»Kennst du nicht Sister Ray?«, antwortete René und fing an zu singen. »Too busy sucking on my ding-dong.«

Natürlich kannte ich das Lied. Es war eines meiner Lieblings-Siebzehnminuten-Lieder. Siebzehn Minuten, die mir echt das Hirn plattdrückten. Auf den Text hatte ich allerdings noch nie geachtet.

»Es geht doch immer nur um Schwänze«, sagte Nino und lief zu Lloyd.

Der stand schon an der Ampel und winkte.

»Keine Experimente«, rief er. »Wir essen bei McDonald's.«

Ich hatte keinen Hunger, doch er wurde größer, je mehr ich aß. Nach dem Essen liefen wir durch die Stadt und schauten uns schwarze Gummikleider bei Paranox an. Als die Geschäfte zumachten, gingen wir wieder zu McDonald's. Wir setzten uns nach oben ans Fenster, tranken Milch-Shakes und lästerten über die Leute auf dem Adolf-Hitler-Platz.

»Da ist Ricarda«, rief ich plötzlich und zeigte auf den Bus, aus dem sie stieg.

»Sind die Brüste echt?«, fragte Nino erstaunt.

René grinste.

»Neidisch?«, fragte er.

»Überhaupt nicht«, antwortete Nino. »Davon kriegt man doch nur einen Rückenschaden.«

Ricarda blieb stehen und schaute sich um, dann lief sie rechts runter und verschwand in der Fußgängerzone.

»Ob die zu unserem Konzert will?«, fragte ich.

»Bestimmt«, meinte René.

Das Konzert sollte um neun Uhr beginnen, so stand es zumindest auf den Plakaten. Um fünf vor neun verließen wir McDonald's und schlenderten zurück. Als wir am Stadthaus vorbeiliefen und auf die andere Straßenseite blickten, traute ich meinen Augen nicht. An der Ecke vor dem Bla standen massenhaft Leute, bis runter zur Frittebud. Sie rauchten, tranken Bier und unterhielten sich. Vorher hatte ich Angst, dass niemand kommen würde, jetzt hatte ich Panik, weil so viele gekommen waren. Am liebsten wäre ich auf der Stelle umgekehrt und hätte mich versteckt. Doch dafür war es schon zu spät, man hatte uns bereits entdeckt. Als wir die Straße überquerten, wurden wir mit Johlen und Grölen empfangen.

»Die passen niemals alle in den Laden«, sagte Nino zu mir. »So groß ist der doch gar nicht.«

Ich nickte ängstlich.

Livia stand mit einer Freundin zusammen und winkte. Ich wollte zu ihr, doch eine Hand packte meine Schulter und hielt mich zurück. Ich drehte mich um. Die Hand gehörte Yannick, er hatte rote Flecken im Gesicht.

»Ich stehe gar nicht auf der Gästeliste«, rief er atemlos.

René neben mir hob entschuldigend die Hand.

»Das ist meine Schuld«, sagte er, obwohl das gar nicht stimmte. »Komm mit, wir regeln das.«

Ich winkte Livia zu und folgte den anderen. Die Warteschlange reichte bis um die Ecke. Wir hätten uns fast mit ein paar Jungs geprügelt, weil sie uns nicht vorbeilassen wollten.

»Drinnen ist die Hölle los«, meinte der Kassierer an der Tür zu uns. »Am besten spielt ihr gleich zweimal.«

Das Bla platzte aus allen Nähten. René ging voran und versuchte uns einen Weg durch die Leute zu bahnen. Viele Gesichter kannte ich aus der Schule, die meisten aber nicht. Yannick hatte immer noch seine Daunenjacke an und hielt die Videokamera über dem Kopf. Wir kamen nur millimeterweise vorwärts.

Am Tresen standen mehrere Rocker, die bis zu den Ohren tätowiert waren. Ein Mann, der aussah wie mein alter Sportlehrer, drehte sich um und umarmte René.

»Viel Glück, mein Junge«, schrie er René ins Ohr und drückte ihn an sich.

René nickte und ging weiter. Der Mischer stand vor der Bühne und begrüßte uns.

»Der Sauerstoff wird langsam knapp«, sagte er lachend.

»Am besten fangen wir sofort an.«

»Ich muss aber noch pinkeln«, rief ich aufgeregt.

Nino lachte.

»Wo soll ich denn mit der Kamera hin?«, fragte Yannick.

»Am besten komme ich mit auf die Bühne.«

»Niemals«, antwortete René.

Ich ließ die anderen allein und kämpfte mich zu den Toiletten vor. Ich brauchte Jahrhunderte dafür, dabei

waren es nur wenige Meter. Wildfremde klopfen mir auf die Schulter oder wollten mit mir reden. Als ich zurückkam, standen René, Nino und Lloyd schon auf der Bühne. Ich ging auf die Bühne und bekam Applaus. Aus René's Verstärker kam eine fiese Rückkopplung. Yannick stand am Fenster, eingerahmt von Livia und ihrer Freundin. Die Leute pfffen. Ich nahm den Bass, schnallte ihn um und musste schon wieder pinkeln.

»Anfangen«, rief ein besoffenes Pärchen im Chor. »Anfangen.«

Nino spielte auf dem Casio das Anfangsmotiv aus Beethovens Schicksalssymphonie. Da da da dam. Sie drehte sich um und reichte mir eine volle, geöffnete Flasche Bier. Nino sah total entspannt aus, doch ihre Hände zitterten.

»Keine Dosen?«, fragte ich.

Nino lächelte. Ich nahm einen Schluck, stellte die Flasche hinter mir auf den Verstärker, drehte den Bass auf und kratzte mit dem Daumennagel über die E-Saite. Lloyd, René, Nino und ich sahen uns an und nickten. Direkt vor uns stand Ricarda, hielt einen Flachmann in der Hand und prostete mir zu. Das Licht ging aus und im Raum wurde es still. René drehte sich um und trat an den Mikrofonständer.

»Hallo, Lärmanstalt«, begrüßte er das Publikum. »Hallo, Heimspiel!«

Der Antwortjubel der Leute war bis nach Friesdorf zu hören. Lloyd schlug die Sticks gegeneinander. Einmal, zweimal, dreimal, viermal. Ich war eine tickende Zeitbombe, die auf eins detonierte.

## Aygedsor

Starke Oktoberwinde brachten unsere Badezimmerdecke zum Beben und der erste Schnee verwandelte Eriwan Ende November in eine schöne weiße Stadt. Rechtzeitig vorher wurden unsere überirdischen, jeden Winter regelmäßig einfrierenden Wasserleitungen am Haus angeblich winterfest gemacht. Eigentlich sollten sie mit Heizstäben umwickelt werden, doch da es diese in Armenien gerade nicht zu kaufen gab, wurden die Rohre einfach in Glasfaserwolle eingehüllt und zusätzlich mit Metallrohren ummantelt. Das sollte bis minus 30 Grad isolieren, Verpacker-Garantie.

Wir erkundeten weiter Eriwan und fuhren im Kinderpark im Tal vor unserem Haus mit dem Pilzkarussell und einer echten, mit Dampf betriebenen Eisenbahn. Dabei fühlten wir uns wie Jim Knopf. Auf der Kirmes im Luna Park ließen wir uns von »Crazy Dance« durchrütteln, einem Fahrgerät, das wir in Polen lieb gewonnen hatten, und das viel aufregender war, als es aussah. Wir fanden den Apple-Store und den Goethe-Lesesaal in der Innenstadt und bestaunten die protzige, noch im Bau befindliche Northern Avenue mit ihren spitzen, an Potsdamer-Platz-Bauten angelehnten Häusern.

Einen Flipper hatten wir in Eriwan leider noch nicht entdeckt. Dafür mieteten wir für zwei Stunden die Sauna im nahegelegenen Hotel Bass, deren Räume total kalt waren, und probierten ein wenig überzeugendes »Twix« mit dunkler Schokolade aus. Ich hatte meine Ernährung inzwischen auf »Master Buterbroda«-Schmelzkäsescheiben in der Geschmacksrichtung Mozzarella umgestellt, beklebte damit morgens und abends meine Brotscheiben und hatte trotzdem schon fünf Kilo abgenommen.

Die Müllabfuhr kam nach ein paar Wochen das erste Mal. Wir verbrachten einen lustigen Abend mit Studenten der Technischen Universität Darmstadt und der

erste Freund besuchte uns in Eriwan. Die Mottenplage war überstanden und inzwischen konnte ich Motten sogar mit dem Gummiband erlegen. Wir tauten unseren uralten Kühlschrank ab, probierten den Backofen aus und erlitten dabei fast eine Rauch- und Gasvergiftung. Ich versuchte weiter Russisch zu lernen und hatte mir zur Vertiefung ein russisches Micky-Maus-Heft und eine russische Playboy-Ausgabe gekauft. Im Historischen Museum am Republikplatz schauten wir uns die Armenia-Sacra-Ausstellung aus dem Louvre an und kauften in der Innenstadt die ersten DVD-Raubkopien – »Bourne Ultimatum« mit englischer Tonspur und vier Konzertfilme von The Doors für jeweils zweitausend Dram, umgerechnet vier Euro fünfzig. Unser neuer Lieblingsfernseher neben Arte wurde World Fashion TV und wir begannen eine Fotoserie mit Röhren, die im Eriwaner Stadtbild allgegenwärtig waren.

Ein kultureller Höhepunkt war der »Die Rose im armenischen Garten«-Abend im Tumanjan-Museum vor vollem Haus und in Anwesenheit der deutschen Botschafterin. Das Heidenröslein-Gedicht war aufgrund einer kongenialen Übersetzung Tumanjans eines der bekanntesten Gedichte Armeniens, viele wussten gar nicht, dass es nicht von Hovhannes Tumanjan, sondern von Johann Wolfgang Goethe stammte. Auf Wunsch der armenischen Organisatoren trug ich an diesem Abend das deutsche Original vor, anschließend rezitierte Meri Tumanjans armenische Übersetzung. Zum Schluss wiederholten wir im Chor die letzten beiden Zeilen, Meri auf armenisch, ich auf deutsch. Röslein, Röslein, Röslein rot. Röslein auf der Heiden.

Dafür bekamen wir viel Applaus. Als ich mich setzte, prophezeite mir die deutsche Botschafterin prustend eine Karriere als Schauspieler, falls ich das Schreiben eines Tages an den Nagel hängen sollte. Es war mir eben-

falls schwergefallen, während des Vortrags ernst zu bleiben, da direkt vor unserem Auftritt ein Knabe in Hemd, Anzughose und grünweißgelber Strickjacke eine Vertonung des Gedichts geigigt und dazu eine Frau in einem gelben, frottee-artigen Kostüm ausdrucksgetanzt hatte.

Nach unserem Auftritt hielt ein armenischer Greis mit der Inbrunst eines Selbstmordattentäters einen Stegreifvortrag über die Symbolik der Rose im Allgemeinen und lieferte sich anschließend ein heftiges Streitgespräch mit dem Publikum. Nachdem sich die Wogen ein wenig geglättet hatten, kam es zur feierlichen Überreichung eines Buches aus dem Jahre 1897 als Spende für die Bibliothek des Museums. Für die Anwesenden wurde im Foyer ein Stehempfang ausgerichtet, bei dem ausschließlich Kognak gereicht wurde. Ein Bericht über die Veranstaltung mit Meris und meinem kompletten Gedichtvortrag lief am nächsten Tag im armenischen Fernsehen.

Auf Eriwans Straßen wurde ich wegen meines Fernsehauftritts zwar nicht angesprochen, dafür befragten mich vier blutjunge Studentinnen zu meinem Studium und meinem Beruf. Die Studentinnen hatten eine Woche zuvor auch die deutsche Botschafterin in ihrem Büro interviewt und dabei unter anderem gefragt, ob der Mann auf dem Foto an der Wand ihr Ehemann sei. Nein, der Mann auf dem Bild sei nicht ihr Gatte, erklärte die Botschafterin, sondern ihr Vorgesetzter und heiße Horst Köhler.

Ende November machten wir mit Bianca und dem Dekan der Brjussov-Universität einen Ausflug nach Aschtarak. Wir besichtigten mehrere alte und eine unglaublich winzige Kirche und besuchten danach die Mutter des Dekans in seinem Elternhaus. Es wurde üppig aufgetischt. Es gab Küfta, Leberkäs-artige Kugeln mit viel Butter, Hühnchen mit Reis und Möhren-, Gurken- und Tomatensalat. Außerdem Äpfel, Birnen, Pflaumen, Quitten, Datteln, Granatapfel und Honigwaben, dazu tranken wir Rotwein und reichlich Kognak. Der Dekan

sprach über seinen Kriegseinsatz in Berg-Karabach. In dem Haus war es ausgesprochen kalt. Die Wände der Räume waren kahl, weil seine Eltern während der Krisenjahre ihre Möbel und Bücher verheizen mussten. Am Ende lud mich der Dekan zur Hasenjagd in den Bergen ein und zeigte uns im Nebenraum den großen Schrank mit den Wintervorräten Lawasch, dem armenischen Fladenbrot, das sich darin bergeweise türmte. Zum Abschied schenkte uns seine Mutter Kräutertee und selbst angebaute Quitten.

Der Herbst war die heiße Zeit in Alexandras Büro, zeitweise warteten an die sechzig Bewerber gleichzeitig auf eine Stipendienberatung. Insbesondere die neu eingeführte Online-Registrierung und der Online-Sprachtest waren eine Herausforderung für die Bewerber und Berater. Über zweihundert Bewerbungen waren am Ende eingereicht worden, die allesamt gesichtet und bearbeitet werden mussten, bevor sie der Auswahlkommission vorgelegt wurden. Das Abschlussabendessen mit den Kommissionsmitgliedern uferete zu meinem schlimmsten Besäufnis aus. Gemeinsam killten ein armenischer Germanistikprofessor, der deutsche Kurzzeitdozent und ich zwei große Flaschen Wodka. Als Strafe verbrachte ich danach eine schreckliche Nacht auf unserem unbeheizten und unbeleuchteten Klo.

Den Grund für den nächtlichen Stromausfall erfuhren wir am nächsten Morgen durch einen Anruf bei unserem Stromversorger. Man hatte uns den Strom abgestellt, da unsere letzte Rechnung angeblich nicht bezahlt worden sei und noch dreitausend Dram, also etwa zwölf Euro ausstünden. Für Alexandra bedeutete dies, eine Stunde lang in der eiskalten Wohnung unserer zweiundachtzigjährigen, halbtuben Vermieterin Sirousch auszuharren und zuzuhören, wie sie die Mitarbeiter des Elektrizitätswerkes am Telefon anbrüllte. Mit Erfolg, denn eine Stunde später funktionierte der Strom wieder.

Anfang Dezember war für Alexandra die Zeit gekommen, dem zuständigen Goethe-Institut in Georgiens Hauptstadt Tbilissi einen Antrittsbesuch abzustatten und ihre Kollegen aus Aserbaidshan und aus Georgien kennenzulernen. Ich begleitete sie. Für die Fahrt mussten wir ein geeignetes Transportmittel auswählen und fragten deutsche und armenische Bekannte um Rat. Einige Deutsche rieten vom langsamen, dreckigen und angeblich kakerlakenverseuchten Zug ab, die anderen Deutschen warnten uns eindringlich vor der Fahrt mit der Marschrutka, weil die Fahrer viel zu schnell fuhren, die Busse überfüllt seien, ständig anhielten, und im Winter die Fahrt durch die Berge lebensgefährlich sei. Die Armenier wiederum neigten zu recht elastischen Aussagen. »Wie ist das Wetter hier im März?«, fragten wir beispielsweise einen armenischen Bekannten. »Schön«, antwortete er. »Ist es dann auch warm und sonnig?«, fragten wir weiter. »Ja«, sagte er. »Warm und sonnig.« »Aber in diesem Jahr hat es doch noch im April geschneit«, meinten wir. »Ja«, antwortete er. »Im April.«

Wir entschieden uns schließlich für eine Zugreise im Schlafwagen in einem Zweier-Abteil in der höchsten Wagenklasse. Dafür bezahlten wir umgerechnet elf Euro inklusive Bettwäsche. Die Fahrscheine waren phantasievoll ausgeschnittene Papierstreifen, auf denen die Passnummern der Passagiere notiert wurden. Das war auch das Einzige, was wir auf dem Papier lesen konnten. Obwohl angeblich in kyrillischer Schrift geschrieben, konnten wir weder den Preis, noch die Wagenklasse oder den Zielort entziffern. Ein Anruf bei der Bahnauskunft ergab, dass man die Wagenklasse dem Preis entnehmen könne, den man beim Bezahlen erfahren habe. Der Zielort? Was für eine Frage! Es gebe doch nur diese eine Verbindung.

Einhundertvierundsiebzig Kilometer Luftlinie trennten Eriwan und Tbilissi, die Strecke mit dem Auto betrug

dreihundertvierzig Kilometer. Am Freitag nach Nikolaus machten wir uns auf die Reise. Unsere Fahrt mit dem Zug dauerte insgesamt sechzehn Stunden, von neunzehn Uhr abends bis elf Uhr mittags. Der Zug durchquerte zunächst halb Armenien, um dann ab fünf Uhr morgens vier Stunden lang an der Grenze stillzustehen. Mit ausgeschalteter Heizung und ohne Strom, zum Glück hatten wir unsere Kopflampen dabei. Trotzdem war die Fahrt im überheizten Zug recht angenehm. Wir wurden mächtig durchgeschüttelt, konnten dennoch die meiste Zeit über schlafen und unsere Proviantberge kaum reduzieren. Obwohl wir uns ausdrücklich in einem Nichtraucherzug befanden, verteilte ein Drache von Zugbegleiterin zu Beginn der Reise in allen Abteilen Aschenbecher. Ohne Worte drückte sie uns zudem Decken und Kissen in die Hand, rieb die Finger mit dem Daumen und bestand auf unverzügliche Bezahlung.

Unser Hotel befand sich in der Nähe des Goethe-Instituts. Es war ein schönes, einfaches Zimmer mit zwei dunklen, kleinen Nonnenbettchen, die bei jeder Bewegung knarzten. Nachdem wir unser Gepäck ausgepackt hatten, erkundeten wir sogleich Tbilissi und spazierten fröhlich durch die wunderschöne Stadt. In Eriwan hätten wir zur selben Zeit mit deutschen Botschaftsangehörigen »Die Feuerzangenbowle« schauen können, stattdessen besichtigten wir die monumentale Dreifaltigkeitskirche, die angeblich auf einem armenischen Friedhof errichtet wurde, tranken einen famosen Milchkaffee in dem englischsprachigen Büchercafé »Prospero's Books« und bestaunten den noch im Bau befindlichen Präsidentenpalast mit einem seltsam eiförmigen Nachbau der Berliner Reichstagskuppel.

Am Samstag sahen wir im Rahmen des achten Internationalen Filmfestivals von Tbilissi den schönen deutschen Spielfilm »Pingpong« und aßen anschließend im »New Asia« in der Gribojedow-Straße in einem der besten

China-Restaurants, in dem wir jemals waren. Spät in der Nacht fiel mir dann nach Jahrzehnten ein, wie ich Jim Morrisons Zeilen »I am the Lizard King/I can do anything« aus dem Gedichtzyklus »Celebration of the Lizard« übersetzen konnte: Ich bin der König der Echsen/Ich kann hexen.

Gemeinsam mit Alexandras Kollegen unternahmen wir am zweiten Adventssonntag einen Ausflug in Georgiens mittelalterliche Hauptstadt Mzcheta. Wir besuchten ein Bergkloster mit einem atemberaubenden Panoramablick über die Gebirgsketten des Großen Kaukasus und die Stadt mit ihren beiden Flüssen. Anschließend fuhren wir in die Stadt und besichtigten die prachtvolle Hauptkirche. Eine Legende besage, erzählte Alexandras Kollege aus Georgien, dass dem Architekten nach der Vervollständigung der Kathedrale der Arm abgeschlagen wurde, damit er in Zukunft nirgendwo anders eine ebenso schöne Kirche errichten könne. Im Kirchhof waren viele Menschen zusammengekommen und Brot, Wein und Obst wurde ausgeteilt. Feierlich wurde eine Ikone aus dem Kloster getragen und verabschiedet, die anschließend durch Georgien reisen und an verschiedenen Orten präsentiert werden sollte.

Auf der Rückfahrt nach Tbilissi hielten wir an einem beliebten georgischen Ausflugsrestaurant und machten Rast. Wir aßen Bohnensuppe, Maisbrot und Khinkali, große mit Fleisch gefüllte Teigtaschen, die wie riesige Pelmeni aussehen. Während wir aßen, hielt vor dem Restaurant ein großer Autokonvoi und aus den Fahrzeugen stieg Micheil Saakaschwili mit seinem Gefolge, der soeben zurückgetretene georgische Ministerpräsident und neue Ministerpräsidentenskandidat. Unser georgischer Fahrer sagte, dass er vor einigen Wochen noch auf der Straße gegen ihn protestiert hatte und Saakaschwili nicht an unseren Tisch bitten würde.

Wir sprachen über die Reformen in Georgien, erfuhren von merkwürdigen Todesfällen im Umfeld des Präsidenten, von spektakulären Korruptionsfestnahmen und späteren Freikäufen. Am Ende des Essens entschieden wir uns, mit dem georgischen Fahrer und seinem Auto nach Eriwan zurückzureisen, Alexandras Kollege aus Aserbaidtschan dagegen meinte, dass es wahrscheinlich billiger wäre, eine Cessna zu mieten und nach Eriwan zurückzufliegen. Der Kollege wusste auch zu berichten, dass man mit dem Flugzeug von Teheran aus für umgerechnet vierhundert Euro auf die Malediven und zurück fliegen könne.

Den letzten Abend in Tbilissi verbrachten wir bei Alexandras Kollegen aus Georgien, seiner Frau und seinen beiden Töchtern. Ich fand in ihm einen Seelenverwandten, da seine beeindruckende Bibliothek ebenso wie meine nach den Geburtsjahren der Autoren sortiert war. All das konnte kein Zufall sein. Erst begegnete Alexandra in Eriwan bei einem Botschaftsempfang einem Wissenschaftler, der wie sie das Werk von Kurt Hiller erforschte, und jetzt traf ich in Georgien einen seelenverwandten Büchersortierer und ebenso leidenschaftlichen Partyraucher. Der Aufenthalt in Tbilissi hatte uns begeistert. Die Stadt wirkte weltoffen und europäisch auf uns. Man sah Liebespaare auf der Straße und im Vergleich erschien uns Eriwan provinzieller. Anders als in Eriwan wurden wir auf der Straße allerdings häufig von Bettlern angesprochen, außerdem von einer Wahrsagerin und Kartenleserin. Auch die Kriminalitätsrate sollte in Georgien deutlich höher als in Armenien liegen. Das hieß nicht, dass es in Armenien keine Armut und kein Elend gab, doch sie wurden eher versteckt, im Gegensatz zum Reichtum, der sehr offensiv zur Schau getragen wurde.

Am Dienstagmorgen fuhren wir im Opel Vectra zurück nach Eriwan. Wir kamen an einem georgischen Gefängnis vorbei, in dem pro Zelle angeblich sechzig Menschen festgehalten werden sollten. An der Grenze hatten wir vierzig Minuten Aufenthalt und die armenischen Beamten verlangten von unserem Fahrer zwanzig Lari Schmiergeld, umgerechnet etwa zehn Euro. Er zahlte die Hälfte und erzählte uns, dass nach den neuen Gesetzen georgische Beamte dafür mit sieben Jahren Haft bestraft werden könnten.

Wir fuhren an schneebedeckten Bergen vorbei, in Armenien war es deutlich kälter als in Georgien. Der Fahrer erzählte, dass der Zug von Tbilissi nach Eriwan früher sogar zwei Tage gebraucht habe, weil ständig der Strom ausgefallen sei. In den neunziger Jahren hätte man die georgischen Züge auch mit Winken auf der Strecke anhalten und einfach dazusteigen können. Er selber sei einmal mit dem Zug von Tbilissi nach Batumi unterwegs gewesen, dabei sei der Zug an einer Hochzeitsgesellschaft vorbeigekommen, die neben den Gleisen feierte. Der Zug hielt an, sämtliche Insassen wurden zum Mitfeiern eingeladen und erst nach dreistündiger Unterbrechung setzte der Zug seine Fahrt fort.

## Hegemann Roadkill

Ich arbeitete an meinem neuen Roman und hörte viel klassische Musik. Hauptsächlich von Johann Sebastian Bach, aber auch Orgelmusik von John Bull und John Blow, Komponistennamen wie aus einem Crumb-Comic. Außerdem schwamm ich Roman um Roman, jeweils zwanzig Fünfzigmeter-Bahnen für jedes der achtzehn Kapitel plus Pro- und Epilog. In der Umkleidekabine des Fitnessstudios sammelte ich weiter seltsame Fön-Beobachtungen. Ich konnte einen Mann beobachten, der sich nach dem Duschen die Füße fönte, ein Jugendlicher wiederum fönte sich beim Anziehen die Achseln. Er hatte schon sein T-Shirt an und unter den Achseln waren Schweißflecken zu erkennen, die der Junge anscheinend wegfönen wollte. Später beobachtete ich einen Mann, der vom Fitnesstraining kam, seine nassen Socken fönte und den Fön direkt in die Sockenöffnung steckte. Interessante Fön-Beobachtungen konnte man auch in der Damen-Umkleidekabine machen. Meike erzählte von einer Frau, die sich den nackten Po gefönt hatte und Alexandra wurde Zeuge, wie sich eine andere Frau unter dem Trainingsanzug mit dem Fön die nassgeschwitzte Unterhose trocknete.

Anfang des Jahres war ich unter die Twitterer gegangen und twitterte am fünften Februar folgende Sätze: »Im Badezimmer Konfrontation mit einem echt großen Skorpion. Leider entkommt er unter die Türschwelle. Unangenehm!« Am nächsten Morgen fand ich dann einen erstaunlichen Link in meinem E-Mail-Postfach. In einem Blog-Artikel erhob Deef Pirmasens Plagiatswürfe gegen den Bestseller-Roman »Axolotl Roadkill« von Helene Hegemann. Sie sollte Passagen aus Airens Roman »Strobo« abgeschrieben haben, den wir fünf Monate zuvor in unserem Verlag veröffentlicht hatten. Ich

twitterte die Nachricht sofort weiter und korrespondierte am Morgen mit Rüdiger Dingemann, der den Medienticker des Perlentaucher herausgab. Um acht Uhr fünfzig deutscher Zeit erschien die Nachricht dann im aktualisierten Medienticker vom Vortag, den über zehntausend Menschen, darunter viele Medienschaffende, abonniert hatten. Wieder einmal hatte sich der armenische Zeitvorsprung von drei Stunden bezahlt gemacht. Den Vormittag verbrachten wir mit Surfen und Emails schreiben. Ich schrieb persönlich knapp zwei Dutzend mir bekannte Zeitungsredakteure, Journalisten und Literaturkritiker an und Alexandra fand bei ihrem Streifzug durchs Internet den Kommentar von Tobias Bernet, der auf [dasmagazin.ch](http://dasmagazin.ch) auf ein weiteres nicht gekennzeichnetes Zitat hinwies: Die Übersetzung des Songs »Fuck U« der Band Archive, der 2009 von Placebo gecovered wurde. Das teilte ich sogleich Deef Pirmasens mit, der den Hinweis in seinen Blog einbaute. Um dreizehn Uhr vierundfünfzig deutscher Zeit erschien die Plagiatsverdacht-Nachricht dann auf [buchmarkt.de](http://buchmarkt.de), dem »Ideenmagazin für den Buchhandel«. Nach einer iChat-Konferenz mit Frank und Torsten gingen Alexandra und ich in die Stadt indisch essen.

Den Sonntag widmeten wir wieder »Strobo« und ich korrespondierte mit mehreren Journalisten. Um vierzehn Uhr vierzig deutscher Zeit äußerten sich dann Helene Hegemann und die Ullstein-Verlegerin Siv Bublitz in zwei Pressemeldungen zum Vorwurf und dabei gab Helene Hegemann zu, von Airen abgeschrieben zu haben. Erfreut über diese Nachricht stiegen Alexandra und ich die bröseligen Stufen der Treppen an unserem Haus hinab und kamen pünktlich zur Verabredung mit unserem Nachbarn Armen.

Armen war vierunddreißig Jahre alt und arbeitete als Wachmann vor der benachbarten indischen Residenz.

Er sprach englisch, war freundlich, verwickelte uns immer wieder gern in Gespräche und machte einen leicht verrückten Eindruck. Schon viele Male hatte er uns zu sich eingeladen und nach Wochen und Monaten hatten wir ausgerechnet an diesem Sonntag zu einem Treffen zugesagt. Dabei mussten wir feststellen, dass Armen tatsächlich verrückt war.

Die Einrichtung seiner Wohnung bestand aus einem Bett, einem selbstgezimmerter Tisch und einem großen Allesbrenner. Armen reichte Gebäck, Obst und Süßigkeiten und wir nahmen auf den Bettkanten Platz. Armen erzählte, dass das Geheimnis eines langen Lebens in der Gottesfürchtigkeit liege, wie ja die Altersangaben in der Bibel bewiesen. Seine Freizeit verbrachte er mit dem Anfertigen von symbolistischen Zeichnungen auf Rechenkästchenpapier, die Bienen, seinen Arbeitsplatz oder Ufos darstellten. Mit seinem Bruder hatte er in der Gegend von Armavir auch selbst schon Ufos gesichtet. Es war ein bizarres und unheimliches Treffen. Nach knapp einer Stunde konnten wir uns schließlich losreißen und Armen kündigte sogleich seinen Gegenbesuch an. Wir liefen die Treppen hoch und betraten aufatmend unsere Wohnung, um sogleich wieder in die »Strobo«-Welt zu versinken.

Von Anfang an war uns klar gewesen, dass die »Strobo«-Geschichte hohe Wellen schlagen würde. Wie hoch, damit hatten wir allerdings nicht gerechnet. Am Montag nahm der Wahnsinn seinen Lauf: Berliner Morgenpost, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Deutschlandradio, Spiegel Online, Die Welt, Süddeutsche Zeitung, Corriere Della Sera ... In der Presse wurde spekuliert, ob der Autor und der Verlag sich über das Abschreiben freuten und geschmeichelt fühlten. Am Montagmittag sahen Frank und ich uns genötigt, eine Pressemitteilung zu veröffentlichen, in der wir Stellung bezogen. Halb-

minütlich tickerten fortan Emails, Neuigkeiten und Anfragen bei uns ein. Der Figaro schrieb am Dienstag über die Affäre, die New York Times am Freitag. Die Hauptwucht der Anfragen fing Frank in Berlin ab, aber auch in Eriwan war das Beben gewaltig zu spüren. In den nächsten Tagen setzte ich mich frühmorgens vor das MacBook und blieb dort bis spät abends sitzen. Nur gelegentlich stand ich auf, um auf Toilette zu gehen oder eine Banane oder ein Müsli zu essen. Stündlich twitterte ich Links zu neuen Blog- und Presseartikeln und verschickte allein in der ersten Woche über dreihundertsiebzig E-Mails.

Eine Riesenherausforderung war die Organisation des »Strobo«-Verkaufs. Bis spät in die Nacht beratschlagten Frank, Torsten und ich uns mittels miserabler, an den Nerven zerrender Skype- und iChat-Verbindungen. Das Interesse an »Strobo« war sprunghaft gestiegen, neue Bücher mussten gedruckt und auch versendet werden – und das von einem Moment auf den anderen. Plötzlich war unser Buch auf dem Amazon-Verkaufsrang einunddreißig, und das, obwohl die Bücher nur direkt über Amazon Marketplace angeboten wurden und also einzeln von uns verschickt werden mussten. Parallel dazu liefen die Verhandlungen mit Ullstein. Unser Verlag war keine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, sondern eine Gesellschaft bürgerlichen Rechts, wir hafteten also allesamt privat und vollumfänglich mit unserem Vermögen. Es waren dramatische Tage. Wir trafen existentielle Entscheidungen und warfen alles in die Waagschale. Der Ullstein Verlag erwies sich naturgemäß als harter, aber fairer Verhandlungspartner, trotzdem zehrte die Auseinandersetzung an unseren Nerven. Hart auf hart, das macht Spaß, behauptet Dagobert Duck. Er hat unrecht. Es verursacht schlaflose Nächte und Magenschmerzen.

Bass erstaunt waren wir über zahlreiche Reaktionen in der Presse. Dass sich die Autorin mit dem Hinweis auf

Intertextualität aus der Verantwortung ziehen wollte, konnte man ihr nicht verübeln, dass aber etliche Journalisten und Literaturkritiker das schluckten und munter über Samples und die Sharing-Kultur philosophierten, verblüffte uns und vieles geriet in der Diskussion durcheinander. So wurden zwar durchaus viele Musikalben illegal aus dem Internet geladen und angehört, aber in diesem Fall hatte die Autorin ja quasi Songs aus dem Netz geladen, den Namen der Band geändert und als ihr eigenes Werk auf CD veröffentlicht und verkauft. Sie hatte auch kein Copy-Paste-Verfahren angewendet, sondern alle Stellen leicht verändert. In der Diskussion wurde das literarische Feld oft verlassen und musikalisches Terrain betreten, doch einige Parallelen wurden nicht gezogen, etwa zu den berühmten Plagiatsaffären der Musikgeschichte. So war George Harrison ohne Zweifel ein großartiger Musiker gewesen und »My sweet lord« ein tolles Lied, trotzdem war die Hookline deutlich von »He's so fine« von The Chiffons abgekupfert, und deshalb lag eine Urheberrechtsverletzung vor und deshalb musste Harrison Schadenersatz zahlen. Niemand verteidigte Harrison damit, dass er sagte, »My sweet lord« sei doch viel schöner als »He's so fine«, und klar, die Melodie ist ähnlich, aber die Strophen sind doch ganz anders, das mache doch höchstens x Prozent des Lieds aus. Genau diese Diskussion aber fand in den Feuilletons statt. Andere Kritiker wiederum verteidigten Helene Hegemann damit, dass sie sagten, dass Helene Hegemann *richtige* Literatur geschaffen habe, während »Strobo« doch nur ein Blog sei. Das war falsch und herablassend, denn »Strobo« war kein ausgedruckter Blog, sondern ein von mehreren Personen lektoriertes Roman, dessen Texte redigiert, umgestellt, ergänzt und gekürzt worden waren und das in einem langwierigen, viele Monate dauernden Prozess. Aber auch die Blogtexte, die die Grund-

lage von »Strobo« bildeten, waren nicht vom Leben diktiert, sondern von einem Autor geschrieben worden – jedes einzelne Wort.

Trotz des Abschreibens nominierte die Jury des Leipziger Buchpreises Helene Hegemanns Roman vier Tage nach dem Eingeständnis für den Leipziger Buchpreis. Ihre Entscheidung begründete die Jury damit, dass sich die Juroren beim Ullstein Verlag informiert und erfahren haben, dass der Urheberrechtsstreit mit uns beigelegt sei. Dieses Vorgehen war äußerst zweifelhaft, denn hätte die Jury damals nicht Ullstein, sondern uns gefragt, hätte sie eine andere Auskunft erhalten. So aber schuf die Jury Tatsachen, die unsere Verhandlungsposition erheblich schwächten.

Wer »Strobo« gelesen hat, kann sich vorstellen, dass die Zusammenarbeit mit unserem Autor nicht unkompliziert gewesen war. Auf seinem Wunsch verkündeten wir in unserer Pressemitteilung am Montag, dass er keine Interviews geben werde, drei Tage später erschien dann sein Interview in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung in dem er den Wunsch äußerte, anonym bleiben zu wollen, und am Samstag veröffentlichte der Spiegel ein Interview mit ihm inklusive eines gut erkennbaren Fotos, das als Schnappschuss im Flur entstanden ist. Den Plan, ihn als geheimnisvollen, anonymen Autor in der Tradition von B. Traven, J. D. Salinger oder Thomas Pynchon zu etablieren, mussten wir deshalb rasch begraben. Als die erste Woche des Skandals überstanden war und sich der Ullstein Verlag, Airen und SuKuLTuR geeinigt hatten, atmeten wir auf. Am Dienstag flog ich von Eriwan nach Berlin. Inzwischen gab es schon Anfragen von Filmproduktionsfirmen und ausländischen Verlagen, auch über die Hörbuchrechte von »Strobo« musste verhandelt werden, vor allen Dingen aber musste ich Frank in Berlin beim Versand helfen. Bis nachts schrieb er Rechnungen und machte Büchersendungen mit

»Strobo« für Buchhandlungen und Privatbesteller fertig, die um zwei oder drei Uhr nachts in den Briefkästen in Reinickendorf verteilt wurden und diese schier zum Platzen brachten. Klack, klack, klack, bis der Kasten voll war, dann ging es weiter zum nächsten Briefkasten, bis auch in diesen nichts mehr hineinpasste. Direkt nach meiner Ankunft ging es ins Büro und ich musste sieben Stunden lang Hunderte »Strobo«-Sendungen verpacken. Um drei Uhr nachts waren wir fertig. Am nächsten Vormittag brachten wir die Pakete und Büchersendungen dann zur Post – es war ein blitzschneller und bis ins Detail choreographierter Überfall. Während Frank die Pakete am Schalter wiegen und frankieren ließ, trug ich Kiste um Kiste der bereits frankierten Büchersendungen aus dem vor der Post parkenden Auto in das Gebäude und musste insgesamt mehr als zwölfmal hin und herlaufen. Torsten stand derweil in der Druckerei und überwachte die Produktion der nächsten Auflage.

Am Donnerstag traf ich mich mit Airen und wir ließen die Ereignisse Revue passieren. Er erzählte mir von seiner neuen Buchidee, einem apokalyptischen Science-Fiction-Roman, ich riet ihm, die nächsten Schritte in Ruhe zu planen und empfahl ihm einige Literaturagenten. Am nächsten Vormittag wurden die neugedruckten »Strobo«-Bücher ins Büro geliefert und Frank und ich begannen sogleich mit dem Versand. Am frühen Abend rief dann Airen an und unterrichtete uns darüber, dass er soeben einen Buchvertrag bei einem anderen Independent-Verlag unterzeichnet habe. Das Buch werde in der übernächsten Woche gedruckt und solle zur Leipziger Buchmesse erscheinen. Es handle sich um die »Strobo«-Fortsetzung und schildere Airens Erlebnisse in Mexiko. Am Dienstag flog ich zurück nach Eriwan. Am Vortag hatten Frank und ich eine Freundin eingearbeitet, die sich nun an mehreren Vormittagen in der Woche um den »Strobo«-Versand kümmern sollte. Die Pressearbeit

war eine Sache, die Ullstein-Verhandlungen eine andere – dass wir aber die schnelle Nachproduktion und auch den »Strobo«-Versand in Eigenregie hinbekommen hatten, darauf waren wir am meisten stolz. Immer wieder hatte ich an die Geschichte der Goldenen Zitronen denken müssen, die nach einem Bild-Zeitungsartikel mit ihrer Single »Am Tag als Thomas Anders starb« in die Charts hätten stürmen können, wenn es nicht so viele Probleme mit dem Presswerk und dem Vertrieb gegeben hätte.

Mein Rückflug war viel angenehmer als der Hinflug. Zuhause fand ich am nächsten Morgen in der Wanne den großen Skorpion, der mir am Abend vor der »Strobo«-Enthüllung entwischt war. Ich duschte ich ihn weg, doch am nächsten Tag tauchte er wieder auf. Ich wollte Badewasser einlaufen lassen und sprühte bereits misstrauisch den Wannenüberlauf ab, da löste sich etwas aus dem rostigen Überlauf, fiel vom Wasserstrahl erfasst in die Wanne und gab sich als enttarnter Riesenskorpion zu erkennen. Diesmal kannte ich kein Pardon, beförderte den Skorpion mit einem Kehrblech auf den Balkon und zertrat ihn mit meinem Birkenstock-Imitat.

## TRUDEAU TRIUMPHS

Um 5 Uhr 45 wachgeworden und aufgestanden. The Globe and Mail titelt »TRUDEAU TRIUMPHS«. Das Foto zeigt Justin Trudeau nach der Verkündung des Wahlergebnisses auf der Parteiversammlung, wie er von seiner pelzbemantelten Mutter umarmt und geküsst wird – im Hintergrund ein riesiges rotes Ahornblatt auf weißem Grund. Disco-Chic trifft auf sozialistischen Realismus. Um 5 Uhr Ortszeit, 11 Uhr in Deutschland, ist die SUKULTUR-Pressemitteilung veröffentlicht worden. Alexandra fragt mich, ob ich traurig bin, weil ich jetzt nach 19 Jahren die Herausgeberschaft der beiden Leseheftreihen abgebe, doch ich spüre in erster Linie Freude und auch ein bisschen Erleichterung. Beim Kaffee suche ich Adressen der Autoren und Illustratoren zusammen und verschicke um 7 Uhr 32 meine Dank-Mail. Danach Schreibtisch, Social-Media-Kram und E-Mails. Ich bekomme einige Antworten, Glückwünsche und Fragen zur Manuskripteinsendung. Auf Minimore stelle ich neue Titel ein. Hinterher Spaziergang, Mittagessen und Mini-Einkauf bei No Frills. Im Antiquariat erstehe ich eine hübsche kleine Klassikerausgabe von Robinson Crusoe. Lesen und Schlaf, am Nachmittag Arsenal gegen Bayer, 2:0. Ich habe ein traumhaftes Leben, trotzdem fühle ich mich heute ein bisschen matt. Baseball und dabei die Korrekturen von Jan Drees aufbereitet und weggeschickt. Die Toronto Blue Jays gehen im vierten von maximal sieben Spielen mit 2:14 gegen die Royals aus Kansas unter. Um 20 Uhr 30 fahre ich zum Peaches-Konzert. Ich steige an der Sherbourne Station aus, schlendere über das Gelände einer koreanischen Kirche, dann laufe ich durch eine Hochhausgegend und komme mir vor wie im Märkischen Viertel. Der Konzertort, das Phoenix Concert Theatre, erinnert mich wiederum an den Festsaal Kreuzberg, er ist allerdings deutlich größer.

An der Bar bestelle ich ein Bier und nehme es mit in den Saal. Die Vorband spielt schon. Deep Valley, zwei Frauen. Gesang, Schlagzeug, Gitarre, Rock'n'Roll. Schön laut und cool und trashig. Der ideale Soundtrack für das Shoxs oder Cherry Cola's. In der Umbaupause hole ich mir noch ein Bier und stelle mich mit Ohrstöpseln in die Mitte vor die Bühne. Mein Platz ist ideal, der Vorhang geschlossen. Um kurz vor zehn betritt die Mutter von Peaches in einem rotweißgestreiften Pullover die Bühne und liest eine Erklärung ihrer Tochter vor. Alle jubeln und freuen sich, weil der junge, schöne Justin Trudeau, die Hoffnung Kanadas, am Vortag die Wahl gewonnen hat. In beiden Händen hält Peaches' Mutter eine Maple-Leaf-Nationalflagge und schwenkt sie wild, dann stimmt sie die kanadische Nationalhymne an und der ganze Saal fängt an zu singen. O Canada! Es ist ein absolut surrealer Moment, und ich versuche mir vorzustellen, wie Rammstein am Tag nach der Bundestagswahl in der Waldbühne auftritt, der Vater von Till Lindemann eine Erklärung seines Sohnes vorliest, sich alle über den Wahlsieg der SPD freuen und zusammen Einigkeit und Recht und Freiheit anstimmen. Langsam öffnet sich der Vorhang. Wie eine Außerirdische steht Peaches breitbeinig in der Mitte der Bühne. Der Beat dröhnt und hämmert und die Show beginnt. Rub. Rub. Rub. Bitch rub. Das Konzert ist eine wilde Fetischparty mit abgedrehter Musik und zwei hingebungsvollen Bühnentänzern. Vaginalkostüme, blinkende Gebisse, Gruppensexchoreographien, Lovertits. Ich habe Peaches schon einmal vor vielen Jahren in Berlin gesehen, doch dieser Auftritt ist viel geiler. Plötzlich schwebt ein riesiges begehrbares Kondom über unseren Köpfen und Peaches steht singend direkt über mir. Dick! Dick! Dick! Dick in the air! Alle tanzen. Ich bin auf dem besten Konzert seit The Knife und freue mich und bin auch ein bisschen erleichtert, denn die

letzten Konzerte, die ich besucht hatte, hatten mir überhaupt nicht gefallen und ich wusste nicht, woran es lag, an mir und meinem Alter oder den Bands. Peaches stellt sich an den Bühnenrand, öffnet zwei Champagnerflaschen, schüttelt sie und spritzt wie ein Formel-1-Rennfahrer ins Publikum. Die Bühne wird gestürmt und ist voll mit Tanzenden. Fuck the pain away. Peaches gibt mehrere Zugaben und singt in einem grünen Glitzeroberteil mit riesigen nackten Plastikbrüsten. Glücklicherweise laufe ich nach dem Konzert zur Metrostation und kaufe mir in einem asiatischen Kiosk einen Mister-Big-Schokoriegel. Mit der U-Bahn fahre ich heim und bin um kurz vor Mitternacht zu Hause.



*In Berlin-Hermsdorf, 2010. Foto Alexander Janetzko.*

## Thanksgiving

In der Nacht schlecht geschlafen und oft wachgeworden. Um halb acht Wecker. Kaffee und lesen im Bett, danach kurze Gymnastik, Knieübungen und Obstfrühstück. Anschließend am Roman gearbeitet und Notizen wegsortiert. Es macht Spaß, sich auf die Themen einzulassen, Filme und Dokumentationen zu schauen, Bücher und Comics zu lesen – jeden Fitzel, der greifbar ist. Das Problem ist nur, dass man nicht alles verwenden kann, weil der Roman sonst platzt. Das ist ein typischer Anfängerfehler. Als Vierundzwanzigjähriger habe ich ihn begangen und alles, was ich wusste, konnte, geschrieben und gelesen hatte, in meinen Erstling gequetscht. David Foster Wallace bezeichnet Debütromane deshalb zu recht als »big shits«. Um 12 Uhr Mittagessen und bis halb zwei Computerkram. Joachim Feldmann schickt mir eine E-Mail und lädt mich ein, einen Beitrag für die fünfundsiebzigste Am-Erker-Ausgabe zu verfassen. Mittagsschlaf, danach Kaffee und Schreibtisch und weiter am Roman geschrieben. Ich erinnere mich daran, wie Wolfgang Herrndorf und ich in seiner Küche zusammensaßen und uns darüber unterhielten, was der richtige Bierpegel zum Korrigieren und Textfeilen sei und wir beide ganz begeistert waren, als wir auf dieselbe Flaschenanzahl kamen. Lachsbagel und ein Apfel, danach Reisevorbereitungen, E-Mails und Abgleiten in die Blogarbeit. Mit Guillaume Morissette verabrede ich ein Treffen nächste Woche in Montréal. Gedanken an die Am-Erker-Anfrage und Idee für einen Text über das Glück. Als Kind verbrachte ich die Ferien oft bei meinen Großeltern, die in Katernberg wohnten, inmitten einer alten Essener Zechensiedlung. Sie wohnten über einer Kneipe, die vor langer Zeit ein beliebtes Ausflugslokal gewesen war, mit einem großen Teich hinterm Haus, auf dem man Bötchen fahren konnte. In dem Teich gab es

auch eine Insel mit einem Haus, es war ein doppelstöckiger Holzbau mit einer Treppe zur Veranda und einem Giebeldach. In meiner Kindheit war der Teich aber schon ausgetrocknet und das Haus verfallen. Die Fensterscheiben waren eingeschlagen, die Stufen morsch und im Fußboden und an der Decke fehlten Bretter. Entlang der Straße, in der mittlerweile meine Romanfiguren wohnen, standen kleine, rote, oft baufällige Zechenhäuschen, in denen ausschließlich türkische Familien lebten. Ich mochte die Gegend und das Umherwandern, allein oder mit meinem Großvater, es hatte schon damals etwas Anachronistisches und aus der Zeit Gefallenes. Inzwischen sind alle Zechenhäuser abgerissen worden und durch neue, dicht an dicht stehende und nur durch Hausnummern unterscheidbare Reihenhäuser ersetzt worden. Wahrscheinlich wissen die Leute, die heute in den Häusern wohnen, gar nicht, wie es früher hier aussah, und ich möchte ihnen zurufen: Hey, ihr lebt auf einem Friedhof! Um kurz vor sieben Feierabend und im Pullover Spaziergang durch die Nachbarschaft. Es ist ein wunderbar lauer Abend. Ich fotografiere das Haus mit dem lila angestrahlten Motorrad auf dem Balkon und den Lichtgirlanden um den Baum und veröffentliche das Bild als Erinnerung für mich auf Instagram. Dass andere das Foto auch sehen können ist allerdings ein schöner Nebeneffekt. Genauso verhält es sich mit dem Schreiben.

## Männer

### AUGENRAUSCHEN – WEISSES FLACKERN

Drei Männer stapfen durch den Schnee. In den Armen tragen sie schwere Bücherkisten.

ROBERTO BOLAÑO (*seufzend*): Die Heimat des wahren Schriftstellers ist seine Bibliothek, die aus Regalen oder aus seinem Gedächtnis besteht.

Die drei stellen ihre Kisten nacheinander ab.

GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG (*zieht ein Taschentuch aus der Tasche seines Gehrocks und wischt sich damit den Schweiß von der Stirn*): Bücher werden aus Büchern geschrieben. Unsere Dichter werden meistens Dichter durch Dichter-Lesen.

Koeppen hebt seine Kiste wieder hoch und geht voran.

WOLFGANG KOEPPEN (*trotzig*): Ein Mensch ohne Bücher ist blind.

Bolaño und Lichtenberg nehmen ebenfalls wieder ihre Kisten und folgen Koeppen. Alle drei verschwinden aus dem Bild. Zurück bleibt das weiße Flackern. Es wird vom Bildschirm eines Fernsehers ausgestrahlt, der sich im Inneren eines Imbisswagens befindet. Vor dem Wagen steht van der Heijden. Er betrachtet das weiße Flackern auf dem Bildschirm, dreht sich um und spießt die letzten Pommes auf.

ADRIANUS FRANCISCUS THEODORUS VAN DER HEIJDEN (*kauend*): Meine Belesenheit ist gering, zumal wenn ich sie mit der von Schriftstellerkollegen vergleiche. Allerdings muss ich immer über die Wälzer lachen, mit denen sie in der Regel ankommen. Wälzer, deren Umfang in keiner Relation zu den durchsichtigen, hauchdünnen Büchern stehen, die sie selbst produzieren. Und dann fallen Worte wie Einfluss.

Er steckt die letzten Pommes in den Mund und wirft die Schale mitsamt der Gabel in den Mülleimer.

#### DERWEIL IN NEW YORK CITY

Straßenlärm, Autohupen, Polizeisirenen. Chabon und Tabori stehen mit Umhängetaschen von Strandbooks am Straßenrand und versuchen, ein Taxi anzuhalten. Mehrere Fahrzeuge fahren an ihnen vorbei.

GEORGE TABORI: Was ich immer erzählen muss, immer sagen muss. Dass ich keine Heimat habe, dass ich ein Fremder bin, und das meine ich nicht pathetisch, sondern als gute Sache. Weil ein Schriftsteller, nach meinem Geschmack, muss ein Fremder sein.

Ein Taxi bleibt vor ihnen stehen. Chabon öffnet die hintere Tür und lässt Tabori zuerst einsteigen, der einen Platz durchrückt.

MICHAEL CHABON (*erleichtert*): Natürlich ist die Lebensform eines Autors nicht entscheidend für die Art seines Werkes, und doch kann man fragen, ob nicht die reale Mobilität eine geistige miterzeugt.

Er steigt ebenfalls in das Auto und schließt die Tür. Das Yellow Cab verschwindet in der Straßenschlucht.

#### FRANKFURTER BUCHMESSE – HALLE 4.1.

Am Suhrkamp-Stand. Bernhard, Goetz und Handke sitzen vor ihren überdimensionierten, provisorisch angebrachten Autorenporträts an den Stellwänden. Leere Gänge.

PETER HANDKE (*stolz*): Eigentlich seit ich angefangen habe zu denken, wollte ich immer Literatur machen. Oder besser: nicht Literatur machen, sondern als Schriftsteller leben.

RAINALD GOETZ (*begeistert in die Hände klatschend*): Ich glaube, dass jeder normale Mensch gerne so ein Leben führen würde wie ich. Einfach weil man als freier Schreiber total machen kann, was man will.

JOACHIM LOTTMANN (*im Vorbeihuschen gehetzt in die Kamera sprechend*): Denn schreiben heißt lesen, re-

cherchieren, an die Wand starren, telefonieren, Farbfilme aus den fünfziger Jahren sehen oder noch unentdeckte italienische Neorealisten, ins Kaffeehaus gehen, Leute beobachten und auf jeden Fall ganz, ganz viel nachdenken.

THOMAS BERNHARD (*die Beine übereinander schlagend*): Am liebsten würde ich ja, wenn ich nicht schreiben müsste, dauernd herumfahren und überhaupt nichts tun.

PAUL NIZON (*neben Bernhard ohne eigenes Autorenfoto stehend*): Man erhebt den Anspruch, ein ernstzunehmender Schriftsteller zu sein, ein Künstler eben. Und dabei ist man in den Augen des Steuerinspektors und hämischen Nachbarn, in den Augen des Zeitungsredakteurs, des Beamten, des Funktionärs nichts weiter als ein armes Würstchen – demoralisierend.

Die Tür hinter ihm öffnet sich und stößt Nizon in den Rücken. Hinaus treten Reich-Ranicki und Unsel.

MARCEL REICH-RANICKI (*Bernhard bemerkend, leise zu Unsel*): Dallapiccolas Bonmot, Vivaldi habe nicht dreihundertvierundvierzig Solokonzerte geschrieben, vielmehr ein einziges Konzert dreihundertvierundvierzigmal komponiert, lässt sich auch auf Thomas Bernhard beziehen.

SIEGFRIED UNSELD (*nickt*): Ein Schriftsteller ist ein Mann, der sich das Schreiben schwermacht.

#### WIEN – FREUDS ARBEITSZIMMER (FLASHBACK)

Auf der Couch liegt Nabokov, vor ihm sitzt Lodge.

VLADIMIR NABOKOV (*mit geschlossenen Augen*): Ich denke wie ein Genie, ich schreibe wie ein Schriftsteller von Rang, und ich rede wie ein kleines Kind.

DAVID LODGE (*sich Notizen machend*): Aufgrund der Lektüre von literarischen Biographien scheint mir, dass Romanautoren in jungen Jahren sehr häufig ziemlich

einsam und isoliert waren – entweder, weil sie Einzelkinder waren oder weil sie durch eine Krankheit eingeschränkt wurden, so dass sie auf die Ressourcen von Phantasie und Imagination zurückgeworfen wurden, die das private Lesen bietet. Sie sind eher introspektiv und depressiv; sie beobachten lieber, als dass sie teilnehmen; sie sind im Freudschen Sinne anal-hortende Charaktere; sie horteten Informationen, sind eifersüchtig besitzergreifend gegenüber ihrem Werk, und oft widerstrebt es ihnen auf perverse Weise, ihr Werk zu Ende zu bringen und loszulassen.

Die Tür öffnet sich und Wollschläger kommt in den Raum und nimmt ein leeres Blatt Papier vom Schreibtisch.

HANS WOLLSCHLÄGER (*im Hinausgehen in die Kamera redend*): Schreiben ist wie jede kreative Arbeit Kompensation: Es geschieht aus einem großen Schmerz heraus, ein lebenslanges Verarzten der eigenen Wunden. Die Kamera bewegt sich zurück zur Couch, auf der nicht mehr Nabokov liegt, sondern Dürrenmatt.

FRIEDRICH DÜRRENMATT (*eine Zigarre paffend*): In unserem Massenzeitalter versteht sich die Tätigkeit des Schriftstellers als eine des Individuellen. Sie ist also ein Paradox.

Der Qualm der Zigarre bildet eine Spiralgalaxie ähnlich der Milchstraße. Sterne, Kometen, eine Bierdose.

#### AUS DEM INNEREN EINER BIERDOSE

Vier Schreibtische nebeneinander, an jeweils einem sitzen Bukowski, King und Musil. Die Tür geht auf. Wollschläger betritt die Bierdose mit dem leeren Blatt Papier, das er sich aus Freuds Arbeitszimmer geholt hat.

CHARLES BUKOWSKI (*lachend auf eine Schreibmaschine hämmern*): Mit einer Schreibmaschine ist es, als würde man durch Schlamm stapfen. Ein Computer, das ist Eisschnelllauf. Eine gleißende Explosion. Natürlich,

wenn man nichts in sich hat, ist es egal, auf was man schreibt.

HANS WOLLSCHLÄGER (*setzt sich an den freien Schreibtisch, hält sich die Hand vor das Gesicht und massiert seine Schläfen*): Ich habe keinen Zwang, etwas zu schreiben. Im Gegenteil, wenn ich etwas schreiben muss, denke ich mir: wieso habe ich das nicht verhindern können?

King und Musil stehen auf und stellen sich hinter Wollschläger.

ROBERT MUSIL (*legt eine Hand auf Wollschlägers Schulter*): Man muss einfach Geschichten erfinden, Dinge erzählen, die sich in Tatsachen ausdrücken lassen, heute dies, morgen jenes, sich damit Zeit lassen. Ganz ähnlich wie wenn man einen Unterhaltungsroman schreibe. Dann das andere hineinarbeiten.

STEPHEN KING (*zustimmend*): Wenn du eine Geschichte schreibst, dann erzählst du sie dir selber. Wenn du sie überarbeitest, musst du hauptsächlich alles herausschneiden, was nicht zur Geschichte gehört. Schreibe bei geschlossener Tür, überarbeite bei offener Tür.

Ein Alarm wird ausgelöst. Rotes Licht, dazu ein Heulton. Musil, Wollschläger und King springen auf, nur Bukowski tippt unbeeindruckt weiter.

#### AUF DEM ALTEN ROWOHLT-FIRMENGE- LÄNDE IN REINBEK

Simenon und Collins laufen um den zugegrünteten Teich voller Entengrütze. Am Himmel implodiert eine Bierdose.

GEORGES SIMENON (*nimmt seine Pfeife aus dem Mund*): Von allen Ratschlägen allgemeiner Art, die Schriftsteller mir erteilt haben, war einer besonders wichtig. Er stammte von Colette. Ich erinnere mich, dass ich ihr zwei Kurzgeschichten geschickt hatte, die sie mir zurückgab und ich versuchte es wieder und wieder.

Schließlich sagte sie: Schauen Sie, das ist zu literarisch, immer noch zu literarisch.

Simenon nuckelt an seiner Pfeife. Ein Fenster des gläsernen Stelzenbaus öffnet sich und Vonnegut erscheint im Rahmen.

KURT VONNEGUT (*wie ein Muezzin aus dem Fenster rufend*): Ich glaube, dass Romane, die heutzutage Technik unterschlagen, das Leben genauso mangelhaft darstellen, wie viktorianische Romane, die auf Sex verzichteten.

Simenon und Collins bleiben stehen und schauen zu Vonnegut hoch, dann laufen sie weiter.

CARVEL COLLINS (*mit den Händen in den Hosentaschen*): Was meinen Sie mit zu literarisch? Was streichen Sie, bestimmte Arten von Wörtern?

GEORGES SIMENON (*mit der Pfeife in der Luft mahlend*): Adjektive, Adverbien und überhaupt jedes Wort, das nur dasteht, um Eindruck zu machen. Jeden Satz, der nur um seiner selbst willen dasteht. Wenn Ihnen ein Satz wunderschön vorkommt – lassen Sie ihn weg!

Foer, Herrndorf und Krausser kommen den beiden auf dem Weg entgegen. Die fünf gehen aneinander vorbei, ohne sich zu grüßen.

WOLFGANG HERRNDORF (*einen Stein vor sich her kickend*): In der Kunstproduktion dagegen fallen Leute, die einen nicht kennen und die man selber auch nicht kennt, plötzlich Urteile in der Zeitung. Eigentlich über das Buch, aber weil Literaturkritik sich mit Werkkritik immer weniger aufhält, rutscht das dann immer gleich ins Persönliche. Da steht dann zum Beispiel, dass man ein typischer Vertreter seiner Generation ist, oder ein Slacker, oder Hegelianer. Alles Dinge, von denen man selbst noch gar nichts wusste. Oder die Trottelfiguren, die man als Erzähler aufführt, seien unverhohlene Selbstporträts.

Herrndorf kickt den Stein ins Gebüsch.

HELMUT KRAUSSER (*dem Stein nachschauend*): Ich glaube, viele Talente haben nach dem ersten Buch nichts mehr zustande gebracht, weil sie durch die Vielzahl der Rezensentenmeinungen verunsichert wurden. Ich kann inzwischen zu jedem Roman, ja zu jeder veröffentlichten Erzählung, mindestens zwei Rezensionen vorweisen, die davon entweder als von einem Geniestreich oder einem Scheißdreck sprechen. Ist dieser Punkt erreicht, relativiert sich alles so weit, dass es wirkungslos bleibt.

Die fünf erreichen eine Parkbank.

JONATHAN SAFRAN FOER (*sich hinsetzend*): Mein erstes Buch wurde von fünfzehn Agenten abgelehnt, bis ich endlich eine fand, und sie hat das Manuskript, Hand aufs Herz, an jedes Verlagshaus in New York geschickt. Und es wurde von allen abgelehnt. Und dann wurde sie krank und hörte auf zu arbeiten. Und dann fand ich eine neue Agentin, die es schaffte, einen Versteigerungskampf unter New Yorker Verlagen auszulösen, die das Manuskript zuerst alle abgelehnt hatten. Es war exakt das gleiche Buch, jedes Wort stand an der gleichen Stelle. Die Lektion, die ich daraus gelernt habe, lautet, dass es eine launische, unberechenbare Branche ist – innerhalb einer launischen, unberechenbaren Welt.

Beim Versuch, das Fenster zu schließen, fällt Vonnegut aus dem Trautwein-Bau und plumpst in den Teich. Die sich kreisförmig ausbreitenden Wasserwellen bilden das Logo einer Quizshow.

#### IM FERNSEHSTUDIO – THE VISUAL SNOW SHOW

Hacks und Schmidt in Kugeln sitzend. Hinter ihnen eine Ratawand. Beide buzzern im selben Moment. Hacks' Kugel leuchtet auf.

PETER HACKS (*entzückt*): Thomas Mann rechnete es unter seine Pflichten, zeitweise den Schreibtisch, woran

er wohnte, zu verlassen und sich seinen Lesern darzubieten und Abbildungen von sich zu erdulden. Arno Schmidt wieder verweigerte der Öffentlichkeit diesen Dienst, hatte somit auch keine. Er hatte die Wahl zwischen der Medienwelt und der Lüneburger Heide, und er traf sie. Es gibt in dem Punkt keinen Anlass zu sittlichen Erörterungen. Freilich, was soll denn ein Romanier auf einem Bildschirm?

Hacks bekommt vierhundert Punkte gutgeschrieben.

JOCHEN SCHMIDT (*nach hinten abgewandt direkt in die Kamera sprechend*): Nicht so angenehm finde ich, dass man sein eigenes Unternehmen wird, sich ständig selbst repräsentieren muss, dieses Funktionieren widerstrebt meinem Charakter. Die meisten Autoren haben soziale Defizite, sonst würden sie ja nicht schreiben. Schreiben ist doch eine Mangelerscheinung. Deswegen sind mir auch Autoren suspekt, die es zu gut beherrschen, sich selbst zu verkaufen.

Schwenk ins Publikum. Kehlmann in der dritten Reihe hält sich schützend die Arme vor das Gesicht.

DANIEL KEHLMANN (*barsch*): Es gehört zum Dasein eines Künstlers, ständig kritisiert zu werden, aber es ist sein gutes Recht, sich dabei nicht auch noch im Fernsehen anschauen lassen zu müssen.

Ein Zuschauer in der Reihe hinter Kehlmann hebt ablehnend die Hand und wackelt mit dem erhobenen Zeigefinger.

NIELS WERBER (*sich erhebend*): Dass Kunst anderen als Kunst auffallen muss, ist die *conditio sine qua non* der Kunstkommunikation. Eine Arbeit, die nur der Urheber selber kennt, über die er schweigt, auf die er nicht anspielt, wäre für den Soziologen keine Kunst, denn sie setzt keine Kommunikation in Gang.

Die Moderatorin wechselt die Stichwortkarte. An der Ratewand erscheint das nächste Thema: BUCHTRAILER. Schnitt zur Werbung.

#### IM MILLERNTOR-STADION

Kurz vor Anpfiff. Fichte und Piwitt schlendern durch den Stadiontunnel zur Tribüne.

HUBERT FICHTE (*im bodenlangen Pelzmantel*): Warum bist du von Rowohlt weg?

HERMANN PETER PIWITT (*zwei randvolle Weinbecher balancierend*): Du musst wie beim Profifußball den Verein wechseln, weil du sonst bei dem Verlag, wo du angefangen hast, immer als Debütant behandelt wirst.

Sie gehen an Walser vorbei, der neben der Herrentoilette hinter einem Verkaufstisch steht und hoffnungsvoll zwei Bände seiner Gesamtausgabe letzter Hand in die Höhe hält, in jeder Hand einen. Die Klotür öffnet sich und Vidal und Mailer treten heraus und laufen an Walser vorbei.

GORE VIDAL (*den Reißverschluss seiner Hose im Gehen schließend*): Girodias gründete als nächstes The Olympia Press, die sich der Herstellung knallharter wie auch gemäßigter Pornographie widmete. Schriftsteller aller Art, gute und schlechte, wurden zur Arbeit herangeholt, um Bücher nach Maß zu produzieren. Er dachte sich zum Beispiel einen Titel aus, etwa »Mit offenem Mund«, und machte damit Reklame. Fand er genügend Widerhall, beauftragte er irgendjemanden, ein Buch zu schreiben, das zu dem Titel passte.

Norman Mailer lacht. Die beiden gehen wie Fichte und Piwitt auf die Tribüne. Walser lässt die Arme sinken und legt die Bände seiner Gesamtausgabe auf den Tisch.

MARTIN WALSER (*mutlos*): Ich kenne keinen Schriftsteller, der nicht lieber Lyriker wäre.

Ein Gong wie im Theater ertönt.

#### IM LITERATURMUSEUM DER MODERNE IN MARBACH

Krausser vor einer Büste von David Foster Wallace mit der Sockel-Inschrift E UNIBUS PLURAM.

HELMUT KRAUSSER (*zur Büste sprechend*): Ich glaube, jeder halbwegs reife Künstler strebt der Einfachheit zu. Alles, was ist, so einfach auszudrücken wie möglich, bleibt das Schwierigste.

Aus dem Nebenraum nähert sich eine Gruppe. Krausser flieht in den angrenzenden Raum. Die Gruppe wird angeführt von Wackwitz.

STEPHAN WACKWITZ (*auf die Büste deutend*): All diese Qualitäten aber machten ihn zu einem Fremdling in einer literarischen Landschaft, die ihr Leitmedium, den Roman, so weit an die Fernsehserien, den Film, die Klatschkolumnen, den Lifestyle, kurz: das Fun-Stahlbad angenähert hat, dass es nicht übertrieben ist, diese Gattung, wie Heinz Schlaffer 2002 in einem vieldiskutierten Aufsatz, als das letzte Stadium der Literatur zu bezeichnen. Die zeitgenössischen Romane haben, wie Schlaffer schrieb, das Publikum daran gewöhnt, ebenso gut auch ohne Dichtung auszukommen. Die meisten sind geschriebene Filme oder TV-Serien.

Alle in der Gruppe machen Fotos von der Büste, dann gehen sie in den nächsten Ausstellungsraum. Zurück bleibt Menasse.

ROBERT MENASSE (*Wackwitz nachschauend*): In der Bundesrepublik gibt es einen bedeutenden Arbeitsmarkt für Schriftsteller, der sie von der literaturproduzierenden Ebene absaugt und sie bei ökonomischer Absicherung auf der literaturvermittelnden etabliert.

Menasse folgt den anderen. Die Büste verwandelt sich in einen Fernseher. Der Bildschirm zeigt

#### WEISSES FLACKERN

Bolaño stapft allein durch den kniehohen Schnee, zwei große, überquellende Kartons mit Büchern von Männern hinter sich herziehend, an jeder Hand einen. Das oberste Buch fällt aus dem Karton und plumpst mit dem Cover nach oben in den Schnee.

ROBERTO BOLAÑO (*den Verlust nicht bemerkend*):  
So ist das Gesetz des Lebens. Anfangs ist man fast immer  
der Gute und am Ende ist man immer der Böse.  
Bolaño verschwindet aus dem Bild. Das Schlussbild zeigt  
den Titel des heruntergefallenen Buches.



*Porträtzeichnung von Gabrielle Bell, 2017.*

## Der Hubert-Fichte-Weg Aufzeichnungen aus Hamburg (Auswahl)

Montag, 6. Januar 2020, Hamburg

In der Nacht von einem Konzert der Goldenen Zitronen geträumt. Dort wurde das Lied »Dich kauf ich mir« gespielt. Im Internet lese ich über die Redewendung »sich jemanden kaufen«: »umgangssprachlich; jemanden kaufen bezeichnete in germanischer Zeit den Vertrag zwischen Personen und insbesondere die Heirat. Erst im Spätmittelalter wurde daraus der negative Aspekt der Bestechung (eine gekaufte Person; noch heute: er ist gekauft = er ist bestochen). Denjenigen, den man sich kauft, kann man natürlich auch zur Rechenschaft ziehen«. Ich sollte dieses Lied vielleicht schreiben.

Donnerstag, 10. September 2020, Wentorf

Filmdreh mit Johanna Sebauer und meiner schönen roten Tasche für ein Projekt von Katharina Duve mit Kameramann Josef im Garten des Woods Art Institute. Im Wald hatten wir vorher zufällig Rik Reinking getroffen, der ebenfalls von Katharina – schwuppdwupp – umhüllt und fotografiert wurde. Abends nach dem Drehtag habe ich Lust auf ein Bier, laufe nach Reinbek und gehe ins Lütt Hus. Darin eine junge Barfrau und vier ältere männliche Knobelspieler. Erster Song: »Sun of Jamaica« der Goombay Dance Band. Die vier Männer knobeln still vor sich hin, in der Sofaecke links vom Tresen sitzt eine ältere rauchende Dame. Ich postiere mich an der offenen Tür am Tresen und bestelle ein Pils. Die Dame spricht mich an, ich solle ihr Alter raten. Keine Ahnung. 81. Vier Monate habe sie nicht geraucht und ihr Schätzchen sei sehr stolz auf sie. Es ist einer der Knobelspieler, sie sei eine Kölsche. Ihr Vater sei der erste gewesen, der in Köln Bohnenkaffee ausgeschenkt habe. Er habe ein

Café mit vielen Angestellten gehabt und sei ein gemachter Mann gewesen. In Soest sei eine Straße nach ihrem Bruder benannt worden, Wilhelm Trockel in Soest. Ich solle es im Internet nachschauen. Ich schaue nach. In Soest gibt es keine Wilhelm-Trockel-Straße, aber immerhin einen Wilhelm-Trockel-Weg. 1981 habe sie in der zweitgrößten Rollerbahn der Welt gearbeitet, im Indianapolis in Lohbrügge. Sie fragt, was mein Beruf sei. Schriftsteller, antworte ich. Sie sagt, dass sie auch Schriftstellerin gewesen sei, in Köln habe sie für den Feuerreiter geschrieben. Jetzt schreibe sie nicht mehr, schließlich sei sie 81. Nachdem ich das Bier ausgetrunken habe, zahle ich, gehe zum Bahnhof und esse einen Dürum Döner.

Montag, 28. März 2022, Hamburg

Abends schaue ich Kenneth Branaghs »Death on the Nile«-Verfilmung – doof. Danach wieder Pessoa-Lektüre. Meine intensive Beschäftigung mit seiner Person, seinem Werk, seinen Heteronymen und der Publikationsgeschichte führt automatisch zu der grundsätzlichen Frage, ob man literarische Werke überhaupt veröffentlichen muss oder soll. Im Moment macht es mir wahrscheinlich mehr Spaß, Texte zu schreiben, als sie zu veröffentlichen. Möglicherweise ist das auch eine Erkenntnis, die ich durch Corona gewonnen habe.

Mittwoch, 4. Mai 2022, Hamburg

Um elf Uhr vormittags will mich Kristof Schreuf anrufen. Er tut es nicht. Um Viertel nach elf rufe ich ihn an. Er kann mich nicht einordnen und fragt, ob ich Marc aus dem Proberaum sei. Nein, erkläre ich, Marc von Selfie ohne Selbst. Marc, jubelt Kristof aus dem Bluetooth-Kopfhörer. Er entschuldigt sich und erklärt, dass er etwas durch den Wind sei, da er vor einer Stunde eine CD-

Rezension für Neues Deutschland abgeschickt und deshalb seit zwei Uhr nachts, was nicht seine normale Arbeitszeit sei, durchgeschrieben habe. Marc, wiederholt er meinen Namen verzückt und sagt, wie sehr er sich freue, dass wir jetzt sprechen, und setzt zu einer Lobeshymne auf »Selfie ohne Selbst« an. Mehrmals versuche ich, ihn zu unterbrechen, doch offenkundig funktioniert mein Mikrofon nicht richtig, weil ich kurz zuvor ein Systemupdate vorgenommen habe. Kristof lobt derweil die Wärme und Freundschaft, die aus meinem Buch spreche, das Ins-Gespräch-kommen und Auf-die-Leute-zu-gehen, etwa auf meinen früheren Agenturkollegen Kristof Magnusson. Wehrlos höre ich Kristof minutenlang zu, bis er stutzt. Marc?, fragt er unsicher und sagt, dass er glaube, dass etwas mit der Verbindung nicht stimme und er mich deshalb auf meiner Festnetznummer anrufen werde. Erleichtert lege ich auf und höre kurz danach das Klingeln meines Telefons. Ich hebe ab, danke Kristof für das Lob und erzähle von den Problemen mit meinen Kopfhörern. Aber, sagt Kristof und macht eine Pause. Hörbar traurig berichtet er, dass er Rutschky nicht kannte, sich nach der Lektüre meines Buches jedoch den dritten Band von Rutschkys Tagebüchern besorgt und diesen durchgelesen habe, ihn die Kälte und Enge darin allerdings abgeschreckt habe. Wir kennen und schätzen ja beide die Tagebücher von Helmut Krausser, vermutet Kristof richtig, doch im Gegensatz dazu finde er Rutschkys Tagebücher geradezu kleinbürgerlich, wie von jemandem, der sich ein Kissen holt und es sich im Fenster gemütlich mache. Er habe auch Fotos von Rutschky gesehen, berichtet Kristof weiter, auf denen ihm Rutschky so miefig und kleinbürgerlich vorgekommen sei, wie der Sohn von Volker Braun. Volker Braun hat einen Sohn?, frage ich. Keine Ahnung, lacht Kristof. Ich verteidige Herrn Rutschky, wie gestern schon im Telefonat mit René. Gewiss habe er beim Schreiben nicht seine beste

Zeit gehabt. Schließlich gebe es ja auch viele Schriftsteller, die einerseits gute, andererseits auch schlechte Bücher schrieben. Womöglich sei auch nicht jede Form für alle gleich gut, denn so fand ich es zum Beispiel bemerkenswert, dass mir Rutschkys zweiter Tagebuchband über die Wendezeit gar nicht gefiel, ich aber seinen Essay »Mein Westdeutschland«, der zur gleichen Zeit entstand und im Merkur abgedruckt wurde und den ich kürzlich erneut gelesen hatte, ganz grandios fand. Dabei komme ich auch auf Rainald Goetz' Spiegel-Rezension zu Botho Strauß zu sprechen. Über Paare, Passanten, ruft Kristof begeistert, zitiert eine Passage aus dem Text und fragt, ob die Rutschkys das befreundete Ehepaar seien. Genau, antworte ich aufgeregt und kann es kaum glauben, dass wir in diesem Moment über einen fast einundvierzig Jahre alten Spiegel-Artikel sprechen. Das Gespräch bewegt sich weg von Herrn Rutschky. Ich bin ganz aufgekratzt und glücklich. Wir kommen von Höcksken auf Stöcksken und reden über alles Mögliche. Über Berlin, Wilmersdorf, Hamburg, Eimsbüttel, Tobias Levin und die Kraft von lebenslangen Freundschaften. Ich bedanke mich für die zweiundvierzig (!) Text-Anhänge, die er seiner E-Mail von Sonntag angefügt hatte, und in der er sich mir als Musiker und Autor von Texten für Zeitungen, Kunstkataloge und Anthologien vorgestellt hatte, was gar nicht nötig war, da uns Conny vor etwa anderthalb Jahrzehnten schon einmal am Rande eines Konzerts von Angie Reed in Berlin persönlich vorgestellt hatte. Ein paar Jahre später hatte ich nach seinem Konzert im Düsseldorfer Zakk mit den Goldenen Zitronen und 1000Robota zudem seine CD »Bourgeois with Guitar« erstanden – als wahrscheinlich letzte CD, die ich überhaupt je in meinem Leben gekauft habe. Auf jeden Fall hatte ich in den letzten Tagen ausgiebig in seinen Texten quergelesen, von denen ich die meisten schon kannte, die aber wiederum viel Verschüttetes in mir zu

Tage gefördert hatten, etwa den Namen Hans Barlach. Sogleich nimmt Kristof den Faden auf und beginnt mit einer Schimpfkanonade auf den Suhrkamp-Unhold, einen typischen Hamburger Pfeffersack. Dann erzählt Kristof von seinem Buch, das bei Suhrkamp erscheinen soll, und erklärt, dass er Autorinnen und Autoren nicht verstehe, die ihren Verlag wechseln wie einen Fußballverein. Von Real Madrid zu Manchester City oder PSG, sagt Kristof spöttisch. Zum Schluss kommt er auf den Grund seines Anrufs zu sprechen, und äußert eine Bitte, die ich ihm unbedingt erfüllen müsse. Und zwar wünsche er sich, dass ich einen Roman mit Rutschky als Hauptfigur schreibe. Einen Roman, der Rutschkys Geschichte erzähle und aus seinem Leben berichte, genauso wie es Carl Barks in seinen Comics über Donald Duck und Entenhausen getan habe. Das habe er mir unbedingt persönlich sagen und deshalb heute mit mir telefonieren wollen. Ich lache ungläubig, winde mich etwas und erzähle von meinen vielen Schreibaufgaben und Plänen. Doch all das lässt Kristof nicht gelten und schmückt die Romanidee aus. Am Ende unseres anderthalbstündigen Gesprächs bittet mich Kristof noch einmal inständig: Ich solle der Carl Barks von Michael Rutschky werden. Dann legt er auf.

Mittwoch, 1. März 2023, Hamburg

Im Manuskript schreibe ich an der Stelle, die ich mir als Arbeitsauftrag in einem Word-Kommentar am 13. November 2016 auf Seite 55 erteilt hatte: »Klammer zum letzten Kapitel: E-Mail kommt erst im Schlusskapital auf unerklärliche Weise an.« Heute schließe ich die Klammer – sechs Jahre, vier Monate, 18 Tage und 688 Seiten später.

Sonntag, 12. März 2023, Hamburg

Vormittags Ausflug nach Hagendeel. Spaziergang durch das Niendorfer Gehege und Currywurst mit Pommes im Waldcafé Corell. Mit der U2 zurück nach Eimsbüttel. In einer Anmerkung im wunderbar witzigen Songtextbuch »Später kommen, früher gehen« von Carsten Friedrichs, dem Sänger und Texter von Superpunk und Die Liga der gewöhnlichen Gentlemen, lese ich: »Der Edding wurde übrigens in Hamburg erfunden, die Firma Edding wurde von Carl-Wilhelm Edding und Volker Detlef Ledermann 1960 in Hamburg-Barmbek gegründet. [...] 1960 haben sich Carl-Wilhelm und Volker Detlef dann auch darüber ins Benehmen gesetzt, wie sie das Unternehmen nennen sollten, und ›Edding‹ fanden die knalliger als ›Ledermann‹. Der Erfolg gibt ihnen natürlich recht, aber ›Gib mir mal den Ledermann 800‹ hätte auch was gehabt.«

Dienstag, 12. Dezember 2024, Hamburg

Um 17 Uhr mit dem Bus zur Holstenstraße und dann mit der S-Bahn nach Harburg in die Sammlung Falckenberg zu Katharina Duves Führung durch die Cindy Sherman Ausstellung unter dem Titel »Tarnung Parole Aneignung – Kleidung als politische Performance«. Ich komme um Viertel vor sechs an, treffe Anna Lena, ein paar Minuten später stößt auch Felix dazu. Um Viertel nach sechs beginnt Kati mit der Führung – zu ihren hochhackigen Lederschuhen mit Schlangenmuster trägt sie eine helle Hose und ein weißes Shirt, die sie beide von oben bis unten und kreuz und quer mit ihren Notizen und Referenzbildern bedruckt, beschrieben und beklebt hat. Kati trägt ihren Spickzettel somit am Körper. Obwohl die Führung auf 20 Personen begrenzt ist, nehmen am Ende 30 Personen am Rundgang teil. Katharina führt uns zu ausgewählten Bildern und spricht auf kluge

und persönliche Weise über Shermans Werke, die Hintergründe ihrer modischen Arbeiten und über ihren enormen Einfluss auf die ihr nachfolgenden Künstler\*innen, zu denen sich auch Katharina zählt. Die Führung ist recht unakademisch, dafür lebendig, witzig und leicht. Und obwohl Kati uns am Anfang aufgefordert hat, jederzeit Fragen zu stellen und sie zu unterbrechen, muss sie doch fast die ganze Zeit reden. Es macht aber auch viel Spaß, ihr zuzuhören – und natürlich geht es ja auch, wie Kati anfangs scherzhaft sagte, in erster Linie um sie. Nach über einer Stunde ist die Führung beendet und wir kommen in einen Raum mit Tischen, Stühlen, Wein, Wasser und Snacks, setzen uns zusammen und Kati macht noch einen kleinen Input mit ihren eigenen Werken und zeigt Filmausschnitte, Instagramvideos und Fotos. Es ist wie eine zweite Vorlesung und ich bewundere Kati für ihre Ausdauer und ihren Enthusiasmus. Sie schont weder sich noch uns. Danach sitze ich mit Felix zusammen. Wir trinken Wein und führen heitere Gespräche, über Madeira, wo Felix kürzlich auf einem Festival war, über Filmmusiken, die Youtube-Audio-Library, den großartigen Henry Mancini, den genialen Ennio Morricone und den verabscheuten Hans Zimmer. Schließlich beugt Felix sich vor, blickt mich an und erklärt mit Verzweiflung in der Stimme: »Ich hasse Dur!«

## John

Meinen ersten Interviewtermin mit John hatte ich im Oktober 79. Er war mein Idol. Nicht wegen der Beatles, ich war immer Stones-Fan gewesen. Mich aber hatte sein erstes Soloalbum umgehauen, ich habe die Platte bestimmt ein Jahr lang jeden Tag gehört. Nach dem College hatte ich nur ein Ziel. Ich war nach New York gezogen und traf mich ständig mit Yokos Assistenten, der mich überhaupt nicht leiden konnte. Sechs Monate dauerte es, bis der Interviewtermin feststand – ab da ging es mit mir körperlich bergab. Ich sperrte mich in meiner Bude ein, ernährte mich nur noch von Luft; Tag und Nacht hörte ich Platten, las Bücher und Zeitschriften und machte mir Notizen ... Am Ende war ich nur noch ein langer, philosophierender Kreidestrich.

Ich wollte mit John auch über Dylan reden. Drei Tage vor unserem Interviewtermin trat Dylan bei Saturday Night Live auf – ich fand den Auftritt entsetzlich. John auch. Dass Dylan nach der Show vor dem Fernsehstudio von einem geistesgestörten Fan attackiert worden war, erfuhr John als einer der ersten. Die ganze Nacht über klingelte sein Telefon, ständig riefen Reporter an und wollten von John Kommentare. Bei einem der letzten Telefonate fiel dann auch der Satz, der Dylan-Fans, Christen und Amerikaner gleichermaßen erzürnte.

Die Aufregung darüber habe ich nie verstanden – es war schlimmer als 1966, denn John war ein Wiederholungstäter. Schon am nächsten Nachmittag demonstrierten Hunderte vor dem Dakota Building. Johns Entschuldigung konnte die Wogen nicht glätten. Man beschimpfte ihn, boykottierte seine Platten und Lieder, überall im Lande – jahrelang spielten viele amerikanische Radiosender keine Beatles-Lieder mehr. Natürlich sagte sein Management sofort sämtliche Termine ab. Mit Yoko und Sean stieg John ins Flugzeug und kehrte auf Einladung

von Ringo auf Johns ehemaliges Anwesen in Wales zurück. Erst 1985 sollte John wieder amerikanischen Boden betreten, bis dahin war er für mich unerreichbar. Ich verfolgte seine Karriere aus der Ferne. Die erste Hälfte der achtziger war keine gute Zeit für ihn. »Mister Lennon« verkaufte sich ebenso schlecht wie das Nachfolgealbum »Revolution 84«, obwohl es zwei meiner Lieblingskompositionen von ihm enthielt. Für viel mehr Schlagzeilen sorgten Johns Eintreten gegen den Falkland-Krieg, seine verbalen Ausfälle gegen Margaret Thatcher und seine gerichtliche Auseinandersetzung mit Ringo über das Anwesen in Tittenhurst Park. Der verlorene Prozess kostete ihn nicht nur ein Vermögen, sondern auch viele Sympathien, vor allen Dingen in Amerika. Im Gegensatz zu John verlief meine Karriere in ungeahnte Höhen. Der Wechsel an der Spitze der Zeitschrift war für mich ein Segen, die neuen Herausgeber liebten mich und ich bekam alle Freiheiten, die man in dem Job haben konnte.

1985 konnte ich mir aussuchen, ob ich vom Live Aid-Konzert aus London oder Philadelphia berichten wolle. Ich entschied mich für London – allein wegen John. Am frühen Nachmittag spielte die Plastic Ono Band »Give peace a chance«, mit Boy George, aber erstmals ohne Yoko Ono. Im Anschluss an den Auftritt sollte mein Interview mit John stattfinden, für das mir neunzig Minuten eingeräumt wurden. Doch dazu kam es nicht. Hinter der Bühne ließ sich John von Phil Collins überreden, mit nach Philadelphia zu fliegen, ein Helikopter brachte die beiden direkt nach Heathrow, wo sie in die gecharterte Concorde umstiegen, über den großen Teich zischten und in New York City erneut in einen Hubschrauber wechselten, der die beiden nach Philadelphia flog und im John F. Kennedy Stadium absetzte. Ich war so enttäuscht, dass ich das Wembley Stadium noch während Paul Youngs Auftritt verließ. Nachts im Hotelzimmer

schaute ich mir dann im Fernsehen Johns grauenhaften Auftritt mit Bob, Keith und Ron an, wo sie zuerst »Blowin' in the wind« und danach »Imagine« schrammelten und krächzten. Besoffen lagen sich hinterher alle in den Armen und die Menschen in Amerika verziehen John.

Musikalisch begann danach seine wohl dürftigste Zeit. Seine neue Plattenfirma zwang John zu einer Zusammenarbeit mit dem Erfolgsproduzententeam Stock, Aitken und Waterman und die daraus entstandene LP »Happiness« zählt zu den absoluten Tiefpunkten seiner Karriere. Dass ausgerechnet die alberne Singleauskopplung »Up your Legs forever« zu Johns kommerziell erfolgreichster Komposition wurde, kann ein Mensch mit Ohren nur als weitere Geschmacklosigkeit der Geschichte betrachten. Ich verlor jedes Interesse an John und machte auch keine Anstalten mehr, ihn zu treffen. Wahrscheinlich war ich einfach beleidigt, dass er mich nicht mit nach Philadelphia genommen hatte.

Die achtziger Jahre endeten mit dem Reunion-Konzert der Beatles auf dem Roten Platz in Moskau und die neunziger Jahre fühlten sich wegen der wieder entflammten Beatlemania an wie eine Neuauflage der sechziger Jahre. Ich hatte mich inzwischen ganz der elektronischen Musik und dem Rap verschrieben und fand die neuen Studioalben der Beatles musikalisch belanglos und horchte erst bei ihrem »MTV Unplugged«-Konzert in Hamburg wieder auf. Trotzdem war ich erleichtert, als sich die Band bei den Filmaufnahmen zu Danny Boyles »A Hard Day's Night 2« zerstritt und ein zweites Mal auflöste, denn die Hysterie um die Fab Four ging mir damals gehörig auf die Nerven.

Zu jener Zeit glaubte ich, dass jeder normale Amerikaner mindestens drei Musikzeitschriften lesen müsse; fünf Jahre später war ich von diesem Glauben geheilt. Das Kämpfen und Scheitern im Internet und der Anzeigenschwund durch den Niedergang der Plattenindustrie

machten die 2000er Jahre für mich und meine Zeitschrift zur Qual. Ich wurde zum Editor at Large ernannt, ein großspuriger Titel, der nichts anderes bedeutet, als dass ich ab jetzt nichts mehr zu sagen hatte. 2009 wurde der Druck der Zeitschrift eingestellt. Für die letzte gedruckte Ausgabe griffen die Herausgeber noch einmal tief in die Tasche. Ich schlug vor nach Japan zu reisen, um John anlässlich der Veröffentlichung seiner Penthouse-Recordings mit Julian und Sean zu interviewen, und bekam zu meiner eigenen Überraschung grünes Licht. Sogleich setzte ich alle Hebel in Bewegung, arrangierte meinen dritten Interviewtermin mit John, dreißig Jahre nach meinem ersten, und sollte am Ende des Monats zusammen mit einem Fotografen nach Tokyo fliegen. In den Tagen bis zum Abflug hörte ich nur noch Johns Musik, die ich mehr als zwei Jahrzehnte ignoriert hatte, studierte seine Hörspiele und verliebte mich in die Lieder, die er nach der zweiten Trennung der Beatles geschrieben hatte. Es war eine Entdeckungsreise und ich verwandelte mich zurück in den begeisterten, hoffnungsvollen und ahnungslosen Jungen, der ich dreißig Jahre zuvor gewesen war. Als dann die Nachricht um den Globus ging, dass John und Yoko mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet werden, freute ich mich riesig für die beiden, wusste aber auch sofort, dass mein Interviewtermin mit John aus diesem Grund abgesagt werden würde. Und so kam es natürlich auch und deshalb gibt es an dieser Stelle leider kein Interview mit John Lennon.

## Nottbeck City Limits

Zurück aufs Rittergut, Kulturgut  
Ein kleines Idyll  
Maßanfertigungen für Millionen  
Alte Strukturen erhalten  
Die erste aller Welten  
Hier ist der Westen  
MUFF POTTER

In der Nacht Mückenkampf. Ich schlafe mit Ohrstöpseln und Schlafbrille, trotzdem höre ich die Mücken um mein Ohr schwirren. Immer wieder mache ich das Licht an und begeben mich auf die Jagd, erledige allerdings erst am frühen Morgen zwei Viecher, die dicke rote Flecken mit meinem Blut an der frisch geweißten Wand hinterlassen. Sie erfüllen mich mit Scham, gleichzeitig mit Jagdstolz. Nachdem ich wieder eingeschlafen bin, werde ich um 8 Uhr wach und gehe nach unten in die Café-Küche, um Kaffee zuzubereiten. Vor der Kaffeemaschine treffe ich Bianca Boer, eine niederländische Dichterin und Autorin, die in dieser Woche auf dem Kulturgut residiert und gestern Abend ihren Roman hier beendet hat. Sie ist dementsprechend euphorisiert, will auch am Abend noch bei meiner Lesung dabei sein und direkt im Anschluss mit dem Auto nach Rotterdam zurückfahren. Müsli-Frühstück im leeren Café. Im Foyer des Kulturguts entdecke ich neben einer Stellwand mit ausgewählten Publikationen weitere Informationen zum Kulturgut Haus Nottbeck: »Die Geschichte dieser alten Wasserburg reicht bis ins 14. Jahrhundert zurück: In einer Urkunde vom 23. April 1366 wird das ›gud te Nuttbeke‹ erstmals erwähnt. Seit dem 15. Jahrhundert befand sich das Gut im Besitz der Adelsfamilie von Oer. Mit ihr durchlebte Nottbeck eine 300-jährige Blütezeit. Um

1800 wurde das eindrucksvolle Herrenhaus im klassizistischen Stil neu errichtet, in dem sich heute das Museum für Westfälische Literatur befindet. Ins wirkliche Rampenlicht geriet das Anwesen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als das Haus Nottbeck Amtssitz von Clemens Wenzeslaus von Oer wurde, Landrat des damaligen Kreises Beckum. Seine Söhne machten sich einen überregionalen Ruf als Künstler – Maximilian Josef von Oer als Schriftsteller und Theobald von Oer als bildender Künstler. Von letzterem können einige besonders eindrucksvolle Werke im nahegelegenen Museum Abtei Liesborn bewundert werden.«

Um kurz nach halb elf fahren Alexandra und ich mit dem Leihwagen zum Vier-Jahreszeiten-Park in Oelde. Google dirigiert mich zum vollen Parkplatz am Ein- und Ausgang STADTMITTE. Auf dem Parkplatz gibt es nur einen freien Parkplatz. Eigentlich anderthalb, denn der Škoda rechts von mir steht genau in der Mitte von zwei Parkplätzen. Hinter dem Lenkrad sitzt eine Frau und telefoniert. Schlecht fahre ich in die vorgezeichnete Lücke und stehe zu eng am links neben mir parkenden Kia. Ich lasse Alexandra aussteigen und wiederhole das Manöver, das mir erneut nicht wie gewünscht gelingt. Ich steige aus, betrachte frustriert das Ergebnis und schimpfe innerlich auf die telefonierende Frau in dem Auto. Mit dem Funkschlüssel verriegle ich das Fahrzeug, ziehe mein iPhone aus der Hosentasche und mache ein Foto von der Parklücke mit dem Mietwagen und dem Kia, dann noch eins, etwas weniger auffällig, von dem Leihwagen und dem Škoda. Als ich mein iPhone wegstecke, öffnet sich die Tür des Škodas und die Frau springt hinter mir aus dem Wagen. »Warum haben Sie mein Auto fotografiert?«, schreit sie wütend. Ich bin entsetzt über die Reaktion der Frau. Einerseits fühle ich mich ertappt, andererseits finde ich das Verhalten der Frau übertrieben und unangemessen. Ich weiß nicht, was ich sagen soll,

und denke viel zu lange nach. Am Ende streite ich den Vorwurf ab. »Doch, ich habe es genau gesehen«, ruft die Frau pikiert. »Also warum haben Sie mein Auto fotografiert?«

Fieberhaft denke ich nach, ohne Ergebnis. Ich schaue mich hilfeschend um. Schließlich erkläre ich kleinlaut, dass ich Blogger sei und meinen Alltag dokumentiere. Die Frau starrt mich überrascht an, dann voller Abscheu. Ich löse mich aus meiner Starre, laufe zu Alexandra und eile mit ihr davon. Nach ein paar Metern schaue ich mich um und sehe erleichtert, dass die Frau zurück in den Škoda steigt. Schweigend laufen Alexandra und ich nebeneinander. Die Begegnung hat mir zugesetzt. Ich habe Angst, dass sich die Frau rächt und den Leihwagen beschädigt, gleichzeitig ärgere ich mich über meine strunzdumme Antwort. Ich hätte mich bei der Frau sofort entschuldigen und das Foto löschen und ihr sagen sollen, dass ich Tagebuch schreibe, in dem ich auch meinen missglückten Einparkversuch thematisieren wolle, und das Foto gemacht habe, um mich später an die Situation zu erinnern. Diese Antwort erschien mir in dem Moment allerdings falsch, da ich wusste, dass ich gelöschte Fotos aus dem Papierkorb dreißig Tage lang hätte wiederherstellen können, und vermutete, dass die Frau das ebenfalls wusste.

Am Haupteingang kaufen Alexandra und ich Tickets für den Park. Neben dem Kassenhäuschen macht ein Aufsteller Werbung für das Konzert des Luftwaffen-Musikkorps Münster, das heute auf der Sparkassen-Waldbühne mit dem Solisten Andreas Degenkolbe auftritt. Die direkte Konkurrenz für meine Lesung abends im Kulturgut. Die Menschen in Oelde und Umgebung müssen sich also entscheiden: Degenkolbe oder Degens? Direkt hinter dem Eingang befindet sich das Parkbad, dessen Besuch in unserer Eintrittskarte enthalten ist. Wir laufen durch das große und gepflegte Freibad mit sechs

50-Meter-Bahnen, einer breiten blauen Wellenrutsche und einem fünf Meter hohen Sprungturm. Obwohl es August ist, ist das Freibad nur mäßig besucht und die Schwimmer können allein oder maximal zu zweit ihre Bahnen ziehen. Was für paradisische Zustände! Als Oelder würde ich mir sofort eine Jahreskarte zulegen.

Am Mühlensee entlang laufen wir zum Waldspielplatz und sind begeistert von den hundertwasserartig geformten und bemalten Holzhüttentürmen, die durch röhren- und kugelförmige Stahltunnel miteinander verbunden sind. WALDSCHÄNKE. SCHULE. DOKTOR FLÜGELBRUCH. Auch das Innere der Türme ist liebevoll ausgestattet mit bunten, angeleimten oder angeketteten Gerätschaften aus Holz und Stahl. Vergnügt spazieren wir weiter. Plötzlich taucht hinter einem hohen Drahtzaun ein Großer Emu auf. Es ist ein imposantes, furchteinflößendes Exemplar. Wir haben die Erlebnisfarm erreicht. Die Sonne scheint, es ist Freitagmittag, trotzdem sind wir die einzigen Besucher im Zoo, was wir gar nicht glauben können. Begeistert laufen wir durch den Tierpark mit Ziegen, Eseln, drolligen Hühnern, flauschigen Riesenkaninchen und sich faul im Schatten fläzenden Kängurus. Anschließend schlendern wir zur Museninsel mit den Vogelvolieren und beobachten zwei ältere Männer in Shorts und kurzen Hemden dabei, wie sie das Spielfloß benutzen und sich mit einem Seil heiter über den Mühlensee ziehen. Wir warten ab, bis die Männer verschwunden sind, dann entern wir das Floß und schippern hin und her.

Nachdem wir die Museninsel verlassen haben, schlendern wir am Blumenfeld, dem Café, der Spielburg und Burgwiese vorbei zu den vier urig konstruierten und bemalten Picknickhütten, die man für zwanzig Euro am Tag mieten kann, und schauen neugierig durch die Fenster in das helle Innere der abschließbaren Bauten, die mit

Sitzbänken, Mülltonnen, Besen und Kehrblechen ausgestattet sind. Danach verlassen wir den Park und kehren zurück zum Auto. Erleichtert stelle ich fest, dass unser Mietwagen unversehrt ist und sich die Škodafahrerin nicht für mein Verhalten an unserem Auto gerächt hat und laufe mit Alexandra hungrig weiter in die Oelder Innenstadt. Wir halten Ausschau nach einer attraktiv aussehenden Imbissmöglichkeit, finden aber keine, stoßen dafür aber unterwegs vor der Volksbank auf eine plexiglasartige Skulptur eines Baumes, die wie ein eingeschlagenes Schaufenster aussieht, und später auf ein Bronzerelief am Geburtshaus von Albert Coppenrath.

IN DIESEM HAUS WURDE  
DER  
WESTFÄLISCHE DICKSCHÄDEL  
PRÄLAT  
ALBERT COPPENRATH  
AM 19.2.1883 GEBOREN  
SEIN VORBILD  
WIRKE WEITER

Auf Wikipedia lese ich später, dass Coppenrath »ein deutscher römisch-katholischer Priester und Autor [war], der als Pfarrer in Berlin-Schöneberg wegen seiner kritischen sonntäglichen Kanzelvermeldungen zur Zeit des Nationalsozialismus als »westfälischer Dickkopf vom Winterfeldtplatz« bekannt wurde«.

Am Ende unserer Wanderung kaufen wir in der Bäckerei vor Netto zwei belegte Brötchen, verputzen sie vor Ort und laufen zum Parkplatz zurück. Gegen 14 Uhr sind wir wieder im Kulturgut, wo uns Notti auf der Brücke empfängt. Dass Notti bereits einen Namen hat, erfahre ich einen Tag später durch einen Post auf dem Instagram-Kanal vom Literaturmuseum Haus Nottbeck: »Wir haben einen neuen Gast bekommen 🥰. Unsere

Gans ist dieses Jahr geboren und getauft wurde sie von uns mit dem Namen Gerda. Seit März diesen Jahres leistet Gerda uns tagtäglich Gesellschaft und erkundet fleißig den Außenbereich des Kulturguts 🏠. Ihre Geschwister sind bereits weggeflogen, doch Gerda musste gezwungenermaßen hierbleiben. Denn das besondere an Gerda ist ihr Gendefekt, der sie leider flugunfähig macht. Diese Fehlbildung nennt sich Kippflügel, bei der die äußeren großen Federn des Flügels so verdreht sind, dass die Konturfedern, die den überwiegenden Teil des äußerlich sichtbaren Federkleids bilden, bewegungslos nach außen abstehen. Dank unseres milden Klimas können Gänse aber auch das ganze Jahr über in ihren Brutgebieten verweilen, von daher wird es Gerda hier auf keinen Fall schlecht gehen und sie kann euch das ganze Jahr über begrüßen 😊. (c) Victoria Vennemann«

Ausruhen auf dem Zimmer. Um kurz nach vier kommt Stefan im Kulturgut an, der Leiter des Literaturmuseums und Geschäftsführer der Literaturkommission des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe, der mich zur Lesung eingeladen hat und sie auch moderieren wird. Alexandra und ich gehen nach unten und begrüßen Stefan, den wir bereits aus Kanada kennen, als er als DAAD Associate Professor of German Studies in Alberta an der University of Calgary unterrichtet hat. Bianca gesellt sich zu uns und ich koche Kaffee. Zu viert sitzen wir zusammen am Tisch und ich frage Bianca nach A. F. Th. van der Heijden aus, meinem niederländischen Lieblingsautor, außerdem möchte ich mehr über die Literaturförderung in den Niederlanden wissen und erkundige mich, ob es noch das Boekenweekgeschenk gibt, eine jährliche, exklusiv geschriebene Buchausgabe, die seit 1932 im Rahmen der niederländischen Bücherwoche in gewaltigen Auflagen kostenlos an Kunden verschenkt wird. 1992 hatte A.F.Th. van der Heijden die Novelle »Weerbors-

tels« (Der Widerborst) als Buchwochengeschenk verfasst, als Intermezzo seines von mir bewunderten Romanzyklus »Die zahnlose Zeit«, und 2010 betrug die Auflage des Buchwochengeschenks eine Million Exemplare – eine ungeheure Zahl angesichts der niederländischen Gesamtbevölkerung von 16,62 Millionen Menschen. Bianca nickt und erzählt, dass sie den Roman, den sie gestern Abend beendet und vorhin noch überarbeitet hat, als Beitrag für den nächsten Wettbewerb um das Boekenweekgeschenk einreichen wird. Wir alle wünschen ihr viel Glück und drücken ihr die Daumen.

Alsdann frage ich Bianca nach einem Foto auf ihrem Instagramkanal, das sie als Rednerin bei einem Begräbnis in Rotterdam zeigt, woraufhin sie von der Arbeit der Initiative »*de Eenzame Uitvaart Rotterdam*« (dEUR) erzählt, die es sich zum Ziel gesetzt hat, einsam verstorbenen Menschen der Stadt, die begraben oder eingäschert werden sollen und keine Angehörigen, Freunde oder Bekannte haben, einen würdevollen Abschied zu bereiten. Aus diesem Grund werden Dichterinnen und Dichter eingeladen, sich mit dem Leben der Verstorbenen auseinanderzusetzen und für diese konkret ein Gedicht zu verfassen, das dann am Grab oder Sarg von diesen vorgetragen wird. Bei den Toten handelt es sich um Obdachlose, Junkies, Alkoholiker, illegale Einwanderer und Opfer von Gewaltverbrechen, vor allen Dingen aber um ältere Stadtbewohner. Die Idee berührt mich. Sie geht zurück auf den 1966 geborenen Dichter Bartelomeus Frederik Maria (Bart FM) Droog, der das Konzept als Stadtdichter von Groningen 2002 entwickelt hat. Inzwischen gibt es zahlreiche Ableger in niederländischen und flämischen Städten wie Amsterdam, Löwen, Den Haag oder Utrecht, und eine Auswahl der verfassten Gedichte mitsamt Beschreibungen der Bestattungen erschien bereits 2016 auf Deutsch in der Wiener Edition Korrespondenzen unter dem Titel »Das einsame Begräbnis«.

Im Anschluss an das Kaffeetrinken führt uns Stefan durch das Museum im Haupthaus. Zuerst schauen wir uns die Comic-Sonderausstellung ZOK ROARR WUMM – COMICS IN WESTFALEN an. Sie ist klein, kompakt, interaktiv und wird äußerst liebevoll präsentiert. Stefan tritt an die Glasvitrine in der Mitte des Ausstellungsraums mit Tradingcards, einer MICKY-MAUS-KLUB-Fahne, Geldscheinen aus dem Walt Disney World Resort aus Florida, einer Disney-Spielzeugfigur und Aufnähern, Anstecknadeln und Orden der D.O.N.A.L.D.

Aus der Comicsammlung von Schriftsteller Marc Degens  
Objekte aus den Jahren 1978 – 2007

Beim Blick in die Vitrine verspüre ich mehr Scham als Stolz, da mir die Dinge einerseits recht banal, andererseits in dem großen Schaukasten etwas verloren vorkommen. Als nächstes folgen wir Stefan durch das Gebäude, wo er uns die von Walter Gödden stammende Dauerausstellung des Museums zeigt, die mich enorm beeindruckt. Auch sie ist nicht riesig, aber vollgepackt mit Informationen und außergewöhnlichen Exponaten. Ich mache ein Foto von dem herrlich pennälerhaft wirkenden DIY-Umschlag des Peter-Hille-Buchs von Else Lasker-Schüler, das 1919 bei Paul Cassirer in Berlin erschienen ist, danach bestaune ich die ausgestellten Streichholzschachteln mit den aufgeklebten Miniaturgedichten von Ulrich und Ilse Straeter. ZÜND-ART. Stefan führt uns in einen gemütlichen Raum, der mich vermutlich wegen des Teppichbodens und der Dachschrägen an mein altes Kinderzimmer erinnert. Verstreut im Raum befinden sich mehrere Sitzwürfel, die an den Seiten mit Zitaten von Autorinnen und Autoren bedruckt sind. Alexandra muss nicht lange suchen, bis sie eine Würfelseite mit einem Zitat von mir gefunden hat.

Ich möchte  
gern Leuten  
Kultur näher  
bringen.  
Marc Degens

Auch dieses Zitat löst in mir zwiespältige Gefühle aus. Am liebsten möchte ich den Würfel umdrehen und verstecken oder klauen und meinem Archiv einverleiben.

Um 18 Uhr 15 zurück im Zimmer. In Ruhe gehe ich noch einmal meine Unterlagen durch, bis ich höre, dass ein Auto vor dem Tor hält. Kurze Zeit später betreten Patrick und Charlotte in Begleitung von Dirk das Kulturgut. Freudig eile ich nach unten und begrüße die zwei im Hof. Stefan und Dirk hatten mir zwar bereits vor ein paar Tagen mitgeteilt, dass sich Patrick als Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zur Lesung angekündigt hatte, aber erst jetzt wo Charlotte und er leibhaftig vor mir stehen, kann ich glauben, dass er die 150 Kilometer von Köln nach Nottbeck für die Veranstaltung tatsächlich zurückgelegt hat – und Charlotte sogar aus dem 400 Kilometer entfernten Berlin angereist kam. Kurzer Plausch, dann bietet Dirk an, den beiden die Ausstellung zu zeigen. Die drei verschwinden im Haupthaus. Ich laufe zurück in mein Zimmer und packe meinen Rucksack. Meine Vorfreude auf die Lesung steigt im gleichen Maße wie meine Nervosität. Leider sind im Vorverkauf kaum Eintrittskarten abgesetzt worden. Als ich kurz vor der Lesung nach draußen und zum Gartenhaus gehe, kann ich das Publikum mit beiden Händen abzählen. Charlotte und Patrick kommen aus der Ausstellung, ich geselle mich zu ihnen und Patrick spricht mich auf meine Micky-Maus-Klub-Fahne und den Fahrradwimpel an. Ich antworte zunächst ausweichend, doch dann, während wir die riesige Rasenfläche vor dem Gartenhaus umrunden, schüttele ich mein Herz

aus und beichte eine der schrecklichsten Taten meines Lebens.

Ich erzähle von dem sympathischen Nachbarn, der in dem ersten Stock des Borbecker Miethauses wohnte, in dem auch meine Eltern und ich damals lebten. Er mochte mich, war etwas älter als meine Eltern und schenkte mir oft Comichefte. Er selbst las gern Comics und sein Stolz war eine prachtvoll gebundene Ausgabe der »Micky Maus«-Hefte aus den letzten zwölf oder fünfzehn Jahren, die er in der Schrankwand in seinem Wohnzimmer präsentierte. Zwei dicke Bücher pro Jahrgang, insgesamt weit über tausend Hefte, in Leinen gebunden, mit goldenem Prägeaufdruck, komplett und in tadellosem Zustand. Wenn ich bei ihm war, durfte ich in den »Micky Maus«-Büchern blättern. Ihm gefiel, wie sorgsam ich mit seinem Schatz umging, und als er in meinen Schulferien für ein paar Wochen in den Urlaub reiste, erlaubte er sogar, dass ich die Bände mit zu mir nach oben in mein Kinderzimmer nehme, um sie systematisch zu lesen. Ich fing sofort mit der Lektüre an, widmete mich von morgens bis abends den Comics, konnte endlich alle Fortsetzungen am Stück und ohne Lücken lesen, hatte eine wundervolle Zeit und wahrscheinlich die besten Ferien meines Lebens.

Als sie sich dem Ende neigten und die Rückkehr unseres Nachbarn kurz bevorstand, hatte ich einen schrecklichen Einfall. Ich wusste sogleich, dass die Idee falsch war, trotzdem gelang es mir nicht, den Gedanken aus meinem Kopf zu vertreiben. Die Versuchung war einfach zu groß, denn da die gebundenen Comics in den Bänden tatsächlich makellos waren, gab es in jedem Heft auch noch die Seiten mit den Sammel-Schnipps-Ecken, die man ausschneiden, an den Verlag schicken und gegen Mitmach-Poster, Fahrradwimpel oder Fahnen aus dem Micky-Maus-Klub eintauschen konnte. 26 Schnipps pro Halbjahr, 260 Schnipps bei zehn Bänden. Würde ich

sämtliche Schnipps ausschneiden, wäre ich reich und könnte im Micky-Maus-Klub vieles sogar mehrfach ordern.

Über meiner Schulter stritten zwei Wesen wie in den alten Donald-Duck-Zeichentrickfilmen. Auf der einen Seite ein feuerroter Teufel mit Hörnern und Dreizack, auf der anderen Seite ein himmelblauer Engel mit Flügeln und Heiligenschein. Die Argumente flogen wie Tennisbälle hin und her. DAS SEI EINE EINMALIGE GELEGENHEIT, DIE ICH MIR NIEMALS ENTGEGEN LASSEN DÜRFE ... ICH KÖNNE UNSEREN NACHBARN JA FRAGEN, OB ICH DIE SCHNIPPS AUSSCHNEIDEN DÜRFE ... ER WÜRDTE ES NIEMALS ZULASSEN, JEDOCH DAS FEHLEN GARANTIIERT NICHT BEMERKEN! Wie in den Cartoons siegte naturgemäß der Teufel und also trat ich samstagsabends frisch gebadet und mit einer Schere bewaffnet in mein Kinderzimmer und schnitt aus den Comicbüchern unseres Nachbarn den ersten Schnipps aus, dann noch einen und am Ende so gut wie alle. Es war eine Art Rausch. Um mich herum auf dem Teppichboden lagen hinterher Aberhunderte ausgeschnittener Heftecken mit Micky Maus' lachendem Konterfei. Ich war reich, gleichzeitig fühlte ich mich elend und hilflos wie bei einem Spaziergang am Meer nach einer Tankerkatastrophe an einer ölverseuchten Küste mit Scharen von Wasservögeln, deren Gefieder verklebt waren und daran qualvoll zugrunde gingen.

Am nächsten Tag kehrte unser Nachbar aus dem Urlaub zurück und in der folgenden Woche geschah die Rückgabe der Bücher. Meine Eltern halfen mir mit, die Comicbücher nach unten zu tragen. Wir stapelten sie auf dem Glastisch in seinem Wohnzimmer und am liebsten wäre ich sofort wieder nach oben geeilt, doch unser Nachbar lud meine Eltern und mich zum Bleiben ein, lief in die Küche und kam mit Getränken und Gläsern

zurück. Wir setzten uns auf die Couch, unser Nachbar schenkte ein und erzählte dabei von seiner Urlaubsreise. Nachdem auch er sich gesetzt hatte, strich er zärtlich mit der Hand über den Einband eines Comicbandes. Ich wurde immer nervöser. Schließlich nahm er das oberste Buch in die Hand, schlug es auf, lächelte, blätterte die Seite um und stutzte. Ungläubig blätterte er ein paar Seiten weiter und erschrak erneut. Verstört nahm er den nächsten Band vom Stapel, blätterte und erkannte auch hier auf Anhieb, dass alle Schnipps-Ecken in dem Buch fehlten. Sein Redefluss stoppte und sein Blick wurde glasig. Ich sah, wie geschockt er war. In meinen Augen sammelten sich Tränen. Ich hatte unserem Nachbarn das Herz gebrochen! Mein Stiefvater sagte irgendetwas Belangloses. Mein Plan war es gewesen, im Fall einer Entdeckung, alles abzustreiten, doch dazu wäre ich in diesem Moment niemals in der Lage gewesen. Hätte er mich angeschaut, hätte ich sofort losgeheult. Doch er schaute mich nicht an. Er machte mir auch keine Vorwürfe und schimpfte und brüllte. Er sagte auch kein Wort zu meinen Eltern. Kurz danach geleitete er uns stumm und schwankend zur Wohnungstür. Von da an ging ich unserem Nachbarn aus dem Weg. Ein halbes Jahr später zogen wir aus und fort und allein der Umstand, dass ich meinem Nachbarn nicht mehr begegnen musste, dämpfte ein wenig meinen Abschiedsschmerz. Pünktlich um 19 Uhr 30 beginnt die Lesung. Stefan stellt mich vor, erzählt etwas zu meinem schriftstellerischen Werdegang und kommt dabei auf meine Comicleidenschaft zu sprechen. Passend dazu lese ich als ersten Text die Erzählung »Bühabo« aus »Auf Sendung« vor. Im Anschluss stellt Stefan mir Fragen zu den Anfängen meiner Comicsammelleidenschaft, zum Micky-Maus-Klub und zur D.O.N.A.L.D. Die Befragung macht mir Spaß und ich bemühe mich um möglichst knappe und kurzweilige Antworten. Stefan spricht mich auf meine

germanistische Magisterarbeit DONALD DUCK UND DIE DICHTER an, die ich vor 25 Jahren geschrieben habe, und fragt nach deren Inhalt. Ich kann mich nur noch bruchstückhaft erinnern und referiere grob die Thesen. Stefan bohrt nach und möchte wissen, in welchem von mir im Gespräch erwähnten deutschsprachigen Roman aus den achtziger Jahren ein Donaldist Protagonist sei. Mir fallen weder der Titel noch der Name der Autorin ein, ich bitte das Publikum um Hilfe und schaue in ratlose Gesichter. Zum Glück weiß Patrick die Antwort und erklärt, dass es sich dabei natürlich um den Millionenbestseller »Beim nächsten Mann wird alles anders« von Eva Heller handle. Danach leitet Stefan zu meinem aktuellen Romanprojekt über, das zwischen 2015 und 2018 an einer fiktiven Comic-Akademie im Ruhrgebiet spielt. Kurz stelle ich Marthe, die Hauptfigur, und die wichtigsten Handlungsorte vor und lese einen Ausschnitt aus dem Manuskript, der in meinen Ohren gut den Sound und die unbeschwertere Euphorie zu Anfang meines Romans wiedergibt.

Im Anschluss ist Pause. Ich bleibe an meinem Platz sitzen, während das Publikum das Gartenhaus verlässt und nach draußen schlendert. Die Reporterin der Lokalzeitung »Die Glocke« kommt zu mir und stellt Fragen zum ersten Teil meiner Lesung. Meine Antworten und die Titel meiner letzten beiden Romane notiert sie in ihrem Ringheft. Dann geht auch sie nach draußen. Bianca kehrt ins Gartenhaus zurück. Sie hat ihre Jacke angezogen, tritt zu mir, um sich zu verabschieden, und schlägt einen Büchertausch vor. Erfreut stimme ich zu und sie überreicht mir ein gebundenes Exemplar ihres ersten ins Deutsche übersetzten Buches. *Bianca Boer. Fester Boden. Gedichte. Aus dem Niederländischen von Gregor Seferens.* Ich drehe das Buch um und lese die erste Zeile des auf der Rückseite abgedruckten Gedichtes.

was ist ein Haus wenn ich aus dir verschwinde

Bianca und ich gehen zur Fensterbank, auf der meine mitgebrachten Bücher ausliegen. Ich überlege lange, welches Buch ich ihr mitgeben möchte. Am Ende entscheide ich mich für »Das kaputte Knie Gottes«, den ersten der so genannten Bo-Romane, in denen ich über junge Menschen am Anfang ihrer künstlerischen Laufbahn schreibe, in diesem Fall über die Freundschaft eines Bildhauers und eines Schriftstellers aus Bochum. Sollte ihr der Roman gefallen, sage ich zu Bianca, könne sie ja fortfahren und meinen Progrok-Roman »Fuckin Sushi« und den hoffentlich bald erscheinenden Comic-Roman lesen. Wir umarmen uns, ich wünsche ihr eine gute und schnelle Heimfahrt nach Rotterdam, dann verlässt Bianca das Gartenhaus. Ich schaue ihr nach, dann lese ich die letzte Zeile des auf der Rückseite abgedruckten Gedichtes, die genau so schön ist wie die erste.

bald wohnst du nur noch in mir

Die ersten Zuhörerinnen kehren ins Gartenhaus zurück. Nachdem sich alle wieder eingefunden haben, setzt Stefan das Programm fort. Der zweite Teil beginnt mit einer weiteren Fragerunde. Stefan möchte wissen, ob es Comic-Akademien wie in meinem Roman tatsächlich gibt oder geben sollte, und fragt nach der Bedeutung des Schauplatzes Essen und des Ruhrgebietes. Ich erzähle, dass all meine Romane in meiner Heimat spielen, einerseits selbstständig und eigenen Gesetzen unterworfen sind, gleichzeitig aber aufeinander verweisen und sich berühren, ungefähr so wie das Ruhrgebiet, dass ja keine Metropole ist, sondern ein Rhizom mit einer vernetzten Struktur ohne Mitte. Aus diesem Grund glaube ich, dass sich das Ruhrgebiet in meinen Romanen weniger im Inhalt, als vielmehr in der Form widerspiegelt. Bislang gebe

es noch keine Comic-Akademie in Essen, erkläre ich, aber es sollte sie meiner Meinung nach geben. Ich erzähle, dass ich mich noch lebhaft an die Diskussionen vor knapp zehn Jahren erinnern kann, in denen gefragt wurde, an welchem Standort in Nordrhein-Westfalen der Studiengang »Literarisches Schreiben« angesiedelt werden sollte ... Ich hätte mich für das Ruhrgebiet und Essen stark gemacht, vorzugsweise im günstigen Norden, in Altenessen, Katernberg oder Stoppenberg. Die Entscheidung für die Kunsthochschule für Medien Köln als Standort hatte mich später enttäuscht, da ich die Domstadt eh schon als zu voll und als zu teuer wahrgenommen habe. Vom Standort Essen hätten in meinen Augen dagegen alle profitiert. Die Stadtviertel von dem kreativen Input, die Geldbeutel der Studierenden durch die verhältnismäßig preiswerten Mieten und die neu entstandenen Texte durch die Welthaltigkeit der auf der Straße liegenden Themen. Ich will auch noch auf die Kessler-Debatte eingehen, die ungefähr zur gleichen hochgekocht war, und in dem der Hildesheim-Absolvent seinen an den Schreibuniversitäten mitstudierenden Ärztesöhnen und Lehrertöchtern Biederkeit und bürgerliche Langeweile vorgeworfen hatte, verfranse mich aber gedanklich und breche den Versuch nach anderthalb Sätzen ab.

Stefan fragt nach dem Titel meines Romans und ich antworte, dass sich »Verführung der Unschuldigen« von dem Buch »Seduction of the Innocent« des deutsch-amerikanischen Psychiaters Fredric Wertham ableite, der 1895 als Friedrich Ignatz Wertheimer in Nürnberg geboren wurde. Wertham war ein konservativer Populist, dessen Thesen in der McCarthy-Ära enorm einflussreich waren, und der in seinem 1954 veröffentlichten Buch die Schädlichkeit von Comics nachzuweisen versuchte und darin Comicproduzenten mit sadistischen Vampiren verglich. Seine Thesen führten tatsächlich zu einer

Selbstzensur der amerikanischen Comicindustrie, die über fünfzig Jahre lang andauerte. Auch in meinem Werk gehe es um eine Art Vampirismus, erkläre ich, und zwar um einen Plagiatsskandal, der im Comicmilieu spiele. Stefan erkundigt sich nach dem Stand meines Manuskripts, und ich antworte, dass ich die Arbeiten daran schon vor einigen Monaten abgeschlossen hätte, es mir aber schwerfalle, einen Verlag für den Roman zu finden. Das liege sicherlich an dem mit 780 Seiten beträchtlichen Umfang, womöglich aber auch an dem Comic-Sujet. So hätte ich in Absageschreiben oft zu lesen bekommen, dass mein Roman zu speziell und nerdig sei. Das mag sein, würde ich daraufhin gern entgegenen, aber könnte man diesen Vorwurf nicht auch Patrick Süskinds »Das Parfüm« machen, dem vermeintlichen Lieblingsbuch von Kurt Cobain, das ihn immerhin zum Text des Nirvana-Songs »Scentless Apprentice« inspiriert hat?

Electrolytes smell like semen  
I promise not to sell your perfumed secrets

Als nächstes lese ich ein weiteres Kapitel aus dem Roman vor, in dem es um die auf Comicauktionen erzielten Höchstpreise von Originalseiten und Erstausgaben geht. Die Lesung illustriere ich mit Abbildungen der erwähnten Werke, die ich mittels einer Keynote-Präsentation auf die Leinwand in meinem Rücken projiziere. Im Anschluss kommt Stefan auf die gezeigten Originalseiten in der Ausstellung zu sprechen und fragt mich, ob ich ebenfalls Comicoriginale sammle. Ich verneine die Frage, obwohl ich tatsächlich ein paar Originalzeichnungen besitze, die ich meist von mit mir bekannten Künstlern geschenkt bekommen habe, wie ich einschränkend zugebe. Allerdings sammle ich sie nicht im eigentlichen Sinne, weil die Originale in der Regel viel zu teuer sind und mein Budget weit überschreiten. Überdies reizen mich

Comics weniger als singuläres Kunstwerk, sondern vielmehr als Massenprodukt in gedruckter Form, oft entstanden in einem gemeinschaftlichen Arbeitsprozess mit getrennten Verantwortlichkeiten für Text, Zeichnungen, Farben, Schrift. Auch in diesem Punkt ähneln in meinen Augen daher viele Comics eher Filmen als literarischen Werken.

Stefan kommt auf meine im ersten Teil gelesene Geschichte zurück, in der ich berichte, dass ich immer wieder Comics aussortiere. Im Museumskontext nenne man das »entsammeln«, erzählt er, eine Bezeichnung, die ich ganz entzückend finde. Wir sprechen über meine Aussortierungskriterien und darüber, wie sich mein Geschmack seit meiner Kindheit verändert hat. Stefan möchte außerdem wissen, welchen Einfluss das Medium Comic auf mein Schreiben ausgeübt habe. Ich antworte, dass mich literarisch besonders die autobiografischen Independent-Comics, die in den 1990er Jahren in Nordamerika entstanden sind, beeindruckt und beeinflusst haben. Comics von Julie Doucet, Debbie Drechsler und den Toronto Three, also Chester Brown, Joe Matt und Seth, die alle im Verlag Drawn & Quarterly in Montréal veröffentlicht wurden. In diesen Comics entdeckte ich eine radikale Offenherzigkeit, die ich aus der Literatur bis dahin nicht kannte. Diese war ehrlich und tief, schonungslos, aber nicht bleischwer. Ich hatte sie mir so hergeleitet, dass in den Comics die ungeheuerlichsten Geschichten und intimsten Momente geteilt werden konnten, weil sie gleichzeitig mit schönen, niedlichen oder komischen Zeichnungen abgefedert wurden. Auch wenn mir als Schriftsteller keine Bilder zur Verfügung standen, war diese Offenherzigkeit für mein Schreiben vorbildhaft.

Zum Abschluss lese ich noch eine Seite aus meinem Manuskript vor, die im Frühjahr 2016 spielt.

*Politisch ist das Jahr eine Katastrophe. Im Land herrscht ein furchtbares Klima und die Lage ist bedrohlich. Die AfD ist in den Schlagzeilen und überall tauchen rechte Spinner auf, sogar vor der Akademie.*

Während die Welt den Bach runtergeht, findet Marthe ihr Glück in der Liebe und an der Akademie, erzähle ich. Besonders die Stunden bei der Professorin Tereshchenko sind eine Offenbarung für sie, in denen ihr bewusst wird, dass Deutschland comicmäßig ein Entwicklungsland ist, weil es wegen der Nazis alle entscheidenden Innovationsschübe verpasst hat.

*Unter Hitler gab es keine Disney-Comichefte, keine Superhelden und keinen Tintin. Der Rückstand war riesig und unter den Folgen leidet Deutschland bis heute. Hierzulande mangelt es nicht an guten Comickünstlern, meint Tereshchenko, sondern an der gesamten Comickultur. Es fehlen Comicpreise und Stipendien und wir müssen Comichäuser für Lesungen und Buchpräsentationen schaffen.*

Mit diesen Sätzen endet meine Lesung. Jawohl, ruft Patrick und fängt an zu klatschen. Die anderen klatschen ebenfalls. Stefan erhebt sich, bedankt sich bei mir und den Zuhörerinnen und Zuhörern und weist auf die nächste Veranstaltung im Rahmen der »Comics in Westfalen«-Reihe hin, einen Manga-Workshop mit der Zeichnerin Martina Peters. Im Anschluss laden er und Dirk alle Anwesenden ins Café zu einem Getränk und Chili sin carne ein. Ich bin erleichtert, erschöpft und froh. Behutsam klappe ich meinen Computer zu und verstaue ihn und die Lesungsunterlagen in meinem Rucksack. Eine Frau tritt zum Tisch, die mir ein Buch abkauft und es signiert haben möchte. Eine andere ZuhörerIn verabschiedet sich mit einem Kopfnicken von

mir. Nachdem ich das Buch signiert und die Fragen der Frau beantwortet habe und sie gegangen ist, stehe ich auf, laufe zur Fensterbank und packe die restlichen mitgebrachten Bücher zurück in den Karton. Stefan kommt zu mir und überreicht mir ein Exemplar des Ausstellungskatalogs »Zok – Roarr – Wumm!« mit unserem Interview. Ich bedanke mich und packe es ebenfalls in den Karton. Danach bedanke ich mich bei dem Haustechniker und verabschiede mich von ihm, greife den Karton und verlasse mit Stefan das Gartenhaus. Vor der Tür stehen Charlotte, Alexandra, Patrick und Dirk und unterhalten sich. Sämtliche anderen Gäste haben das Kulturgut bereits verlassen. Nachtblau funkelt der Himmel und zahllose Scheinwerfer bestrahlen das Kulturgut wie einen Königspalast. Zu sechst schlendern wir über den Kiesweg ins Haupthaus.

## MARC DEGENS

»Man kann ›Das kaputte Knie Gottes‹ als gute Unterhaltungsliteratur verbuchen. In Wahrheit ist dieser Roman aber etwas viel Schöneres: unterhaltsame Literatur.«

**Christoph Haas** (Süddeutsche Zeitung) über »Das kaputte Knie Gottes«

»Der Hugo-Ball-Förderpreisträger, Kolumnist der FAZ und Herausgeber der Hefreihe ›Schöner Lesen‹ wird seinem Ruf als authentischer Dokumentarist des Popzeitalters wieder einmal gerecht.«

**Walter Gödden** (Westfalenspiegel) über »Fuckin Sushi«

### DIE BO-ROMANE



Über das Abweichen und Anderssein. Über Bildhauerei und die Bohème. Über Bonn, Eichhörnchen, Familie und Freundschaft. Über Jugend, Künstler, Pop und Punk. Über das Ruhrgebiet, Sozialistischen Realismus, die alte und die neue Welt.

Foto: Frank Maleu

*Die Bo-Romane. Anzeige aus Eriwan, 2018.*

## Nachwort

Marc Degens ist Pop. Jemand, der sich mit Dingen auseinandersetzt, für welche die Literaturkritik, jedenfalls in der Vergangenheit, kaum mehr als ein Naserümpfen übrighatte. Comics, Rockbands, verkannte Bücher... solche Dinge eben. Und der auch selbst solche Bücher schreibt. Seine Romanfiguren gründen Musikgruppen, zeichnen Comics, bewegen sich durch den Kunstbetrieb. Zuerst aufmerksam geworden auf ihn bin ich vor etwa zwanzig Jahren durch die österreichische Literaturzeitschrift *Volltext*, die ich damals abonniert hatte. Dort hatte er eine eigene Kolumne namens *Unsere Popmoderne*, in der er unbekannte Autor:innen der Gegenwart vorstellte. Oder besser: sich vorstellte. Denn sie waren allesamt erstunken und erlogen. Da gab es den neuseeländischen Kinderbuchautor, der einen Batman-Roman schreibt (hier nachzulesen), das erotische Traumtagebuch eines Leipziger Gymnasiasten oder den autobiographischen Roman einer Internetsüchtigen. Die Texte hielten die schwierige Balance zwischen Parodie und glaubhaftem Pastiche – einem Pastiche allerdings, für das es eigentlich kein Vorbild gab.

Kennengelernt haben Marc und ich uns erst später. Sehr weit weg von Westfalen, nämlich auf einem Empfang in Toronto. Marcs Ehefrau war dort Professorin für den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD), ich ihr Kollege im weiter westlich gelegenen Calgary, eine Stunde von den Rocky Mountains entfernt. Ich erzählte ihm von meinem Leseerlebnis und wir kamen ins Gespräch. Marc und seine Frau kannten sich wiederum aus einem ganz anderen Kreis – nämlich von den Donaldisten, die halb im Ernst, halb spielerisch die Disney-Ente Donald Duck und ihre Geschichte erforschen. Besonders geht es um die Comics von Zeichner Carl Barks und um Dr. Erika Fuchs, die sie jahrzehntelang kongenial ins

Deutsche übersetzte. Marc war in seiner Kindheit Mitglied im Micky Maus-Klub und sammelt seitdem begeistert Comics, auch wenn die meisten davon inzwischen weit weniger niedlich sind. Über diese Leidenschaft schreibt er auch immer wieder.

Im Sommer 2024 veranstaltete ich »ZOK – ROARR – WUMM!« eine Ausstellung über Comics, die im Museum für Westfälische Literatur auf dem Kulturgut Nottbeck zu sehen war; der Titel war eine Hommage an den Siegener Germanisten und Dichter Karl Riha, der als einer der ersten in Deutschland ernsthaft zu Comics geforscht hatte. Am Telefon hatte Marc mir erzählt, dass er sogar an einem Roman über Comics arbeitete. Genauer gesagt, handelte er von einer fiktiven Comic-Akademie in Essen-Katernberg. Eine dortige WG mit abgeschlossenem Kleinverlag gerät in Aufruhr, als ein junger Zeichner Bilder aus einem Comic einer anderen Zeichnerin kopiert. 2025 ist der Roman als *Verführung der Unschuldigen* im Mainzer Ventil Verlag erschienen.

Marc beteiligte sich an unserer Ausstellung mit einer Vitrine, in der wir Kostbarkeiten aus seiner persönlichen Disney-Sammlung zeigten. An einem Abend im August 2024 las er auch aus Texten über Comics, unter anderem aus seinem Romanmanuskript. Bei der Gelegenheit sprachen wir auch über die Möglichkeit eines Lesebuchs für die Bibliothek Westfalica und Marc war sofort begeistert. Das Manuskript hat er persönlich zusammengestellt. Es bietet eine Mischung aus Prosa und Lyrik, Erfundenem und tatsächlich Passiertem, veröffentlichten und unveröffentlichten Texten. Dass die Zusammenstellung mit einem Text über seinen Besuch in Nottbeck schließt, ist eine schöne Pointe.

Noch einmal zurück zur *Verführung der Unschuldigen*: Für den erfundenen Plagiatsfall im Roman gab es ein reales Vorbild, das Marc hier im Text »Hegemann Roadkill« behandelt. 2010 veröffentlichte die junge Autorin

Helene Hegemann ihren Debütroman *Axolotl Roadkill*. Wie sich bald herausstellte, waren substanzielle Teile aus einem Roman des Bloggers Airen abgeschrieben. Dessen Buch *Strobo* war im kleinen Berliner Verlag SUKULTUR erschienen. Einer der drei Verlagsleiter hieß: Marc Degens. Die Erfahrung um den Plagiatsskandal war einschneidend. In einer heftigen Feuilleton-Debatte wurde Hegemann teils aggressiv angegangen, teils wurde ihr Vorgehen als postmoderne Zitatästhetik verteidigt. Für SUKULTUR war der Skandal Fluch und Segen zugleich. Auf der einen Seite brachte er Aufmerksamkeit und mit *Strobo* einen großen Verkaufserfolg, andererseits aber auch Anfeindungen. SUKULTUR gibt es nach wie vor, und Marc ist immer noch einer der Verleger. Mehr als zweihundert kleinformatige Hefte der Reihe »Schöner Lesen« sind mittlerweile erschienen. Sie sind unter anderem in Verkaufsautomaten zu haben, etwa am Alexanderplatz in Berlin. Probieren Sie es aus, wenn Sie dort sind! Die Abenteuer des Verlags mit dieser Vertriebsform kann man hier in »Die SUKULTUR-Jahre« nachlesen. Neben vielen Indie-Autor:innen sind auch bekannte Namen im Programm, etwa Dietmar Dath, Iris Hanika oder der verstorbene Wolfgang Herrndorf. Aber es gibt auch *Sonnenbrand*, eine Reihe mit autofiktionalen Texten, die Marc herausgab, und Einzelbände unter dem Reihentitel *Spezial*, die beide ein gewöhnliches Buchformat haben und in keinen Automaten hineinzustopfen sind.

Marc Degens schreibt in einer Vielzahl von Formen. Neben klassischen Romanen gibt es tagebuchartige Bände wie *Toronto* und *Eriwan*, die von den Erfahrungen in Kanada und Armenien handeln, die Degens während der Aufenthalte mit seiner Frau dort machten. Er beschreibt merkwürdige Charaktere wie den »Schrankmann«, der an dänischen Stränden jahrzehntelang in einem, nun ja, Schrank lebte. Es gibt zwei »Unsere Popmoderne«-

Sammlungen und auch längere Essays wie *Selfie ohne Selbst*, eine Auseinandersetzung mit seinem zeitweiligen Mentor Michael Rutschky, der ihn in seinen posthum erschienenen Tagebüchern in ein unvoreilhaftes Licht rückt. Daneben schreibt er Essays, Rezensionen und Reiseberichte – mal in kleinen Indie-Verlagen, mal in größeren Häusern.

Dass Romane wie *Das kaputte Knie Gottes* und *Verführung der Unschuldigen* im Ruhrgebiet spielen, ist kein Zufall. Seine Romane lassen sich zwar unabhängig voneinander lesen, aber sie verweisen aufeinander und berühren sich, wie er im hier erstmals abgedruckten Text »Nottbeck City Limits« schreibt. Damit ähneln sie dem Ruhrgebiet, das auch kein Zentrum hat, aber »ein Rhizom mit einer vernetzten Struktur ohne Mitte ist«, wie Marc eine Metapher der Philosophen Gilles Deleuze und Felix Guattari aufgreift. Marc ist in Essen geboren und in Dorsten aufgewachsen, Letzteres auf der westfälischen Seite der Metropolregion. Bevor er als freier Schriftsteller lebte, studierte er in Bochum Germanistik und Soziologie. Das Studium beendete er – es lag nahe – mit einer Arbeit über Comiczitate in der Gegenwartsliteratur. Auch wenn er heute in Berlin lebt, bleibt er Westfalen verbunden – schon über autobiografische Momente, die immer wieder bei ihm auftauchen. Dieses Buch mit seiner Mischung aus veröffentlichten und unveröffentlichten Texten bietet einen Querschnitt aus einem umfangreichen Werk und will dazu einladen, mehr von ihm zu entdecken.

*Stefan Höppner*

## Zeittafel

**18.8.1971** geboren in Essen

**1983** Umzug der Familie nach Dorsten.

**1989** Gründungsmitglied des Musikquartetts DODA, aus dem die Band Stendal Blast erwächst.

**1992** Abitur am Gymnasium Petrinum; Beginn des Studiums der Germanistik und Soziologie an der Ruhr-Universität Bochum.

**1993** Veröffentlichung des Demo-Tapes *Müll* mit Stendal Blast und des Gedichtbandes *Farben und Formen*.

**1994** Trennung von Stendal Blast. Erscheinen des Erzählbandes *Frickie-Frickie und andere komische Geschichten*.

**1995** Mit Torsten Franz gründet Degens den Independent-Verlag SUKULTUR; die ersten Ausgaben der SUKULTUR-Leseheftreihen *Schöner Lesen* und *Fragen der Philosophie* (später *Aufklärung und Kritik*) erscheinen.

**1996** Veröffentlichung des Erzählbandes *Der Weg eines Armlosen in die Top Ten der Tennisweltrangliste*.

**1997** Veröffentlichung des Romans *Vanity Love*.

**1998** Mit Hajo Mönnighoff gründet Degens die Popformation Blutjunge Dilettanten (später Superschiff).

**1999** Magisterabschluss an der Ruhr-Universität Bochum; Umzug nach Berlin; Beginn der Kolumne *Rückbau* in der FAZ; seit diesem Jahr freier Schriftsteller.

**2000** Das Internetkulturmagazin *satt.org* geht online, herausgegeben von alle3 (Marc Degens, Torsten Franz, Frank Maleu).

**2001** Die erste Folge der Kolumne *Unsere Popmoderne* erscheint in der FAZ.

**2002** Arbeitsstipendium der Berliner Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur; Veröffentlichung der Superschiff-CD *Wir sind Superschiff*.

**2003** Die Erzählung *Rückbau* und die Superschiff-Mini-CD *Frauen* erscheinen; Start des Vertriebs der SUKULTUR-Leseheftreihen in Süßwarenautomaten an S-Bahnhöfen in Berlin und später an Bahnhöfen im Norden und Westen Deutschlands.

**2004** Kolumne *Die Welt ist eine Kugel* in der taz Berlin; im Kaffee Burger Berlin findet erstmals *Die Begeisterungs-Show* statt, ein von alle3 veranstaltetes Bühnenfeuilleton.

**2005** Arbeitsstipendium der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit in der Villa Decius in Krakau, Polen; Veröffentlichung des Buches *Unsere Popmoderne*; Beginn der Kolumne *Unsere Popmoderne* in der Literaturzeitschrift *Volltext* (bis 2012); letztes Superschiff-Konzert.

**2007** Heirat; Umzug nach Eriwan, Armenien.

**2008** Veröffentlichung des Romans *Hier keine Kunst*.

**2009** Veröffentlichung des Buches *Abweichen. Über Bücher, Comics, Musik*; Herausgeber des Romans *Strobo* von Airen.

**2010** Plagiatsdebatte um Helene Hegemanns Romandebüt *Axolotl Roadkill* wegen Übernahmen aus Airens Blog und *Strobo*; Stadtschreiber in Novi Sad, Serbien; Umzug nach Bonn; erweiterte Neuausgabe des Buches *Unsere Popmoderne*.

**2011** Veröffentlichung des Romans *Das kaputte Knie Gottes*. SUKULTUR wird auf der Minipressen-Messe in Mainz mit dem V.O. Stomps-Förderpreis ausgezeichnet.

**2012** Teilnehmer des Literaturfestivals *New Literature from Europe* in New York. Beendigung der Tätigkeit als Herausgeber und Literaturredakteur des Internetkulturmagazins *satt.org*.

**2013** Arbeitsstipendium der Kunststiftung NRW.

**2014** Förderpreis zum Hugo-Ball-Preis der Stadt Pirmasens; Veröffentlichung der von Degens initiierten Unterschriftenliste *Dreißig für Wolfgang Welt*; Umzug nach Toronto, Kanada.

**2015** Veröffentlichung des Romans *Fuckin Sushi*; das 100.000ste Leseheft wird in einem Berliner Süßwarenautomaten verkauft; Degens gibt die Herausgeberschaft der Leseheftreihen *Schöner Lesen* (147 Ausgaben) und *Aufklärung und Kritik* (11 Ausgaben) in neue Hände.

**2017** Veröffentlichung des metamorphosen-Sonderhefts *Alle meine Ex-Freunde*.

**2018** Veröffentlichung des Buches *Eriwan. Aufzeichnungen aus Armenien*.

**2019** Umzug nach Hamburg.

**2020** Arbeitsstipendium im mare-Künstlerhaus der Roger-Willemsen-Stiftung; Veröffentlichung des Buches *Toronto. Aufzeichnungen aus Kanada*.

**2021** Hamburger Zukunftsstipendium. Deutscher Verlagspreis für SUKULTUR.

**2022** Veröffentlichung von *Selfie ohne Selbst*. Deutscher Verlagspreis für SUKULTUR.

**2023** Veröffentlichung des Erzählungsbandes *Auf Sendung*.

**2024** Umzug nach Berlin. Deutscher Verlagspreis für SUKULTUR.

**2025** Veröffentlichung des Romans *Verführung der Unschuldigen*

**2026** Veröffentlichung von *Lesebuch Marc Degens*.

## Textnachweise

*Miniatur (1)* und *Bis an die Grenzen*: Marc Degens, *Farben und Formen*, Marl: Roch-Verlag 1993 – *Der Schrankmann*: Erstveröffentlichung in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Bilder & Zeiten, 23.9.2023 – *Frickie-Frickie*: Marc Degens, *Frickie-Frickie und andere komische Geschichten*, Berlin: SUKULTUR 1994 – *Die Domestizierung*: Marc Degens, *Vanity Love*, Weissach i.T.: Alkyon 1997 – *Rückbau* (Auszug): Marc Degens, *Rückbau*, Berlin: SUKULTUR 2003 – *Wort wird brennen, ICH NICHTS DENKEN* und *Der letzte Kampf*: Marc Degens, *Unsere Popmoderne*, Berlin: SUKULTUR 2005 – *Hier keine Kunst* (Auszug): Marc Degens, *Hier keine Kunst*, Leipzig: Erata 2008 – *Die SUKULTUR Jahre*: Marc Degens, *Die SUKULTUR Jahre*, Berlin: SUKULTUR 2009 – *In der Lärmanstalt* (Auszug): Marc Degens, *Fuckin Sushi*, Köln: Dumont Buchverlag 2015 – *Aygedsor* (Auszug) und *Hegemann Roadkill* (Auszug): Marc Degens, *Eriwan*, Leipzig: Ille & Riemer 2018 – *TRUDEAU TRIUMPHS* und *Thanksgiving*: Marc Degens, *Toronto*, Hamburg: Mairisch 2020 – *Männer*: Erstveröffentlichung in: Merkur 862, März 2021 – *John*: Erstveröffentlichung in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Bilder & Zeiten, 22.7.2023 – Bei folgenden Texten handelt es sich um Erstdrucke: *Meisterwerke*, *Vorbilder*, *Mentoren*; *Wremen am Ende*; *Der Hubert-Fichte-Weg* und *Nottbeck City Limit*. Für diese Ausgabe wurden alle Texte durchgesehen und teilweise der neuen deutschen Rechtschreibung angepasst.

## Dank

Den Verlagen sei für die Gewährung der Abdruckrechte ausdrücklich gedankt.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62)

■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgjs (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120) ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127) ■ Dieter Treeck (Bd. 128) ■ Erwin Grosche (Bd. 130) ■ Philipp Wiebe (Bd. 131) ■ Jürgen Wiersch (Bd. 132) ■

Martin Becker (Bd. 133) ■ Fritz Eckenga (Bd. 134) ■  
Walter Höher (Bd. 135) ■ Rolf Schönlau (Bd. 136) ■  
Ursula Maria Wartmann (Bd. 137) ■ Siegfried August  
Von Goué (Bd. 138) ■ Klaus-Peter Wolf (Bd. 139) ■  
Hans Georg Bulla (Bd. 140) ■ Herbert Somplatzki (Bd.  
141) ■ Heinz-Albert Heindrichs (Bd. 142) ■ Hartmut  
Kasper (Bd. 144) ■ Heiko Werning (Bd. 145) ■ Wiglaf  
Droste (Bd. 146) ■ Klaus Johannes Thies (Bd. 147).



---

Kontakt gem. GPSR